

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“

erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementspreis für Berlin im in's Haus vierteljährlich 3 Mark, monatlich 1 Mark, wöchentlich 25 Pf. Einzelne Nummern 5 Pf. Postabonnement pro Quartal 3 Mark. (Eingetragen im VIII. Nachtrage der Postzeitungspreisliste unter Nr. 719a.)

Insertionsgebühr

beträgt für die 3gespaltene Zeile oder deren Raum 40 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaux, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion und Expedition Berlin SW., Zimmerstraße 44.

Deutsch-freisinnige Behandlung erster sozialer Probleme.

Die „Vossische Zeitung“ bespricht sich in Nr. 361 in einem längeren Leitartikel mit der Ueberschrift: „Offizielle Behandlung erster sozialer Erscheinungen“ über die Leichtfertigkeit, mit welcher die Norddeutsche Allg. Ztg. derartige Erscheinungen bespricht. Wir haben kein Interesse daran, uns in den bestehenden Streit zu mischen, doch müssen wir gestehen, daß wir uns wundern, als wir in derselben Nummer der „Voss. Ztg.“ folgende Notiz lasen:

„Die Times“ brachte vor einigen Tagen von einem Korrespondenten aus Melbourne einen Bericht, der interessant für die Freunde des Rechts auf Arbeit ist. In dem Berichte wird darüber gesagt, daß es in der Kolonie Victoria eine nicht geringe Menge unbeschäftigter Arbeiter gebe, obwohl Arbeit die Hülle und Fülle vorhanden sei. Außer auf die schutzöllnerische Politik, welche die australischen Kolonien gegen einander verfolgen, und welche verschiedene Erwerbszweige sehr schädigt, wird dies darauf geschoben, daß die australischen Regierungen das Recht auf Arbeit anerkennen, und tatsächlich beschäftigungslosen Arbeitern Arbeit gewähren. Eine Folge davon sei, daß viele Arbeiter, denen die Landarbeit zu unbequem ist, in den Städten bleiben und dort auf Zuweisung leichter Arbeit von Seiten der Regierung warten. So komme es, daß in den Städten Arbeitskräfte in Menge seien, während sie auf dem Lande fehlen. — Der Korrespondent beschreibt dann weiter, wie dies in weiterer Folge dazu geführt habe, daß sich ein Bagabundenthum entwickelt habe, welches gerade für Australiens Verhältnisse außerordentlich bedenklich sei. Die Landstreicher zögen in Gruppen durch das Land unter dem Vorwande, Arbeit zu suchen, dächten aber nicht daran, irgendwie dauernd zu arbeiten, sondern nehmen die Gastfreundschaft der Landbesitzer in Anspruch, die ihnen nicht wohl verweigert werden könne, weil sonst das Schlimmste erwartet werden müßte.“

Und nun thut die „Vossische Zeitung“ mit einer Leichtfertigkeit sonder Gleichen das Problem des „Rechts auf Arbeit“ ab, indem sie an die Mittheilungen aus der „Times“ folgende eigene Gedanken anhängt:

„Also selbst in einem Lande, das wie die Kolonie Victoria Gelegenheit genug zu nutzbringender Arbeit liefert, zeigen sich die üblen Folgen, wenn die Arbeiter des Glaubens sind, daß für sie unter allen Umständen gesorgt werden müsse; sie suchen dann nicht die Arbeit, sondern warten, bis diese zu ihnen kommt, und, da sie immer einen Rückhalt zu haben glauben, vermeiden sie so viel wie möglich schwere Arbeit. Dies Beispiel zeigt aber auch, wie bedenklich gerade für die ländlichen Besitzer das Recht auf Arbeit sein würde. Es würde zur Folge haben, dem Ackerbau die Arbeitskräfte vorzuenthalten und immer mehr industrielle Arbeiter den öffentlichen Unternehmungen zuzuführen und in die großen Städte zu treiben, wo sie am leichtesten ihr Recht auf Arbeit geltend machen können.“

Unser Leser wissen, was wir unter „Recht auf Arbeit“ verstehen, sie wissen, daß wir durch die Regelung der Produktionsweise Arbeitsgelegenheit für alle Arbeiter in den einzelnen Branchen schaffen wollen, sie wissen also auch, daß das „Recht auf Arbeit“, wie es bei uns nach dem preussischen Landrecht von verschiedenen Personen aufgefaßt wird, unserer Anschauung nicht entspricht.

Aber selbst in diesem engeren Sinne aufgefaßt, wie das „Recht auf Arbeit“ bei unseren jetzigen Verhältnissen die Idee ernst und vorurtheilsfrei aufgefaßt würde. Daß die „Vossische Zeitung“, die noch vollständig in manchesterlichen Schuhen steht, die in der regellosen Konkurrenz gegen Alle das Ideal der sozialen Zustände nicht, ein solches Problem nicht vorurtheilsfrei besprechen kann, liegt auf der Hand, aber sie sollte es doch auch nicht so ungemein leichtfertig thun.

Diese Leichtfertigkeit zeigt sich in erster Linie in der Betrachtung australischer Verhältnisse auf die unseren; sie läßt dabei soweit, daß sie einen fest gegliederten, von Kultur und in den Werden begriffen sind und in denen von einer Staatsgewalt in unserem Sinne keine Rede sein kann. Wenn in Deutschland das „Recht auf Arbeit“ — also als unserm Sinne, sondern im Sinne des preussischen Land-

rechts gewährt wäre, dann wäre es zunächst doch die Pflicht der Leiter dieser „Institution“, daß sie den einzelnen Arbeitslosen je nach Körperkonstitution, früherer Beschäftigung u. geeignete Arbeit anweise. Diejenigen Arbeiter nun, welche geeignet zur Landarbeit wären, müßten diese leisten, wenn sie nicht für eine gewisse Zeit oder auch dauernd das „Recht auf Arbeit“ verlustig gehen wollten.

Diejenigen Arbeiter, denen leichtere Arbeit zuertheilt wäre, hätten diese unter denselben Voraussetzungen zu leisten.

Aber auch ein zeitlicher und örtlicher Wechsel wäre doch nicht ausgeschlossen, so daß bei gleicher Körperkonstitution, bei gleichen sonstigen Verhältnissen die Arbeiter sich in leichter und schwerer Arbeit abzuwechseln hätten.

Daß eine solche oder ähnliche Organisation des „Rechts auf Arbeit“ in den australischen Kolonien bis jetzt nicht existirt noch existiren kann, daß dieselbe aber in einem Kultur-Staate, der die Idee des „Rechts auf Arbeit“ ernst nehmen will, eingeführt werden müßte — das ist wohl selbstverständlich — und daran nicht zu denken, das zu verschweigen, zeigt eben die Leichtfertigkeit der „Vossischen Ztg.“ in dieser Hinsicht.

Natürlich würden bei derartigen Organisation, die Arbeitsscheuen, die „Bagabunden“, die dann den Namen mit größerem Rechte, wie jetzt tragen würden, schnell ermittelt und könnten dann auch einer angemessenen Behandlung unterzogen werden. —

Die rührende Fürsorge der „Vossischen Zeitung“ für die ländlichen Besitzer ist geradezu komisch. Nicht das „Recht auf Arbeit“ mit der von uns angedeuteten Organisation würde zur Folge haben, dem Ackerbau die Arbeitskräfte vorzuenthalten, sondern gerade umgekehrt, denselben würden mehr denn jetzt zugeführt, da sich gerade unter den Arbeitslosen viel mehr unqualifizierte Arbeiter befinden, als qualifizierte, so daß für die ländlichen Besitzer ein größerer Prozentsatz an Tagelöhnern u. s. w. abfallen würde, als für die Städte und Industriegegenden.

Aber wenn dem auch nicht so wäre. Sollte man denn deshalb etwas an und für sich Gutes verurtheilen, wenn dadurch eine kleine Anzahl von Mitbürgern benachtheiligt würde? Dann müßte die „Vossische Zeitung“ auch gegen die Freizügigkeit sich erklären, da diese Einrichtung zur Folge hätte, dem Ackerbau die Arbeitskräfte vorzuenthalten und immer mehr industrielle Arbeiter den öffentlichen Unternehmungen zuzuführen.“

Und dennoch ist die Freizügigkeit etwas Gutes, trotzdem sie einigen wenigen Mitbürgern geschadet hat!

Wenn die „Vossische Zeitung“ nicht mit der Behandlung erster sozialer Erscheinungen seitens der Offiziösen zufrieden ist, so mag sie darin vielfach recht haben — die Offiziösen treiben ja bekanntlich auch „Interessendvertretung“, dasselbe aber thun die Deutsch-freisinnigen, sie vertreten den Besitz gegenüber der besitzlosen Arbeit.

Kommen solche Fragen in Betracht, so können wir uns wiederum nicht mit der deutsch-freisinnigen Behandlung derselben einverstanden erklären, da dieselbe dann auch keine ernste, sondern nur eine höchst leichtfertige sein kann, wie wir dies an der sonst leiblich gewissenhaften „Vossischen Zeitung“ gezeigt haben.

Wahlaktik.

Unter dieser Ueberschrift veröffentlichen die national-liberalen Organe einen in der bekannten Berliner Gedankenfabrik entstandenen Artikel, der ungemein amüsante Gesichtspunkte enthält.

Durchaus richtig ist es allerdings, wenn der betreffende Artikel auf die kurze Frist hinweist, welche uns von den Wahlen trennt, und damit sämmtliche Parteien ermahnt, in den Wahlkampf einzutreten. „Es ist die höchste Zeit“ — so wird den zaudernden Parteigenossen zugerufen.

Es ist die höchste Zeit! — dem Rufe möchten auch wir uns anschließen auf die Parteien der Demokratie. Der Artikel weist dann auf die Einmüthigkeit hin, mit welcher die national-liberale Partei im Norden wie im Süden des Vaterlandes manifestirt habe.

Auch das muß man bei der diesjährigen Wahlbewegung den National-liberalen lassen, daß sie mit Eifer und auch frühzeitig auf dem Plane erschienen sind.

Nun aber zu ihrer Taktik, die sie in dem beregten Artikel der Welt mittheilen.

Entscheidenden Kampf drohen die National-liberalen den Reaktionen und den Radikalen an, daß sich nach ihrer Meinung die Deutsch-freisinnigen, die Volkspartei und die Hoch- oder Deutsch-konservativen.

Nur wenn Sozialdemokraten oder Ultramontane bei den Wahlen mit in Betracht kommen, dann wollen sich die National-liberalen herbeilassen, Schufter an Schufter mit den Deutsch-freisinnigen oder mit den Hoch-konservativen gegen jene „Reichsfeinde“ zu kämpfen. Hier handele es sich um die Solidarität der Ordnungsparteien.

Wie werden sich die Herren Eugen Richter und Bamberg, sowie Stöcker, Liebermann von Sonnenberg u. s. w.

freuen, daß sie doch noch zu den Ordnungsparteien gerechnet werden und ihnen unter Umständen sogar die National-liberalen die Hand bieten wollen!

Recht geistreich wird in dem Artikel die Sozialdemokratie wiederum mit dem Anarchismus verwechselt, da es von ihr heißt: „wenn eine Partei sich selbst außerhalb der Gesetze stellt, wenn eine Partei selbst den Staat negirt und seine (?) Machtmittel nur zu dessen Zerstörung anzuwenden gedenkt, wie dies von Seiten der Sozialdemokraten geschieht, so halten wir eben eine solche Partei nicht nur für ungesetzlich, sondern gar nicht für existenzberechtigt.“

Man kann allerdings nicht mit den National-liberalen darüber streiten, was sie für existenzberechtigt halten, es kommt ja lediglich darauf an, was existenzberechtigt ist. Und wenn nicht alle Anzeichen trügen, so werden ja bei den nächsten Reichstagswahlen die Sozialdemokraten ihre Existenzberechtigung wiederum beweisen.

Daß übrigens ein derartiger Programmartikel der Sozialdemokratie vorwirft, daß dieselbe den Staat negirt, zeigt doch von bodenloser Unwissenheit oder aber von bodenloser Ungerechtigkeit. Man mag sonst über die Sozialdemokratie denken wie man will, das Eine aber steht fest, daß dieselbe den Staat nicht schwächen, sondern stärken will — das liegt in ihrem Programme und in ihrer ganzen Anschauungsweise.

Ueber die ultramontane Partei bricht der Artikel kurzweg den Stab, indem er erklärt, daß diese Partei ein Unglück für das deutsche Reich sei, ebenso gefährlich wie die Sozialdemokratie.

Diesen beiden Parteien gegenüber werden alle anderen Parteien als Kampf- und Bundesgenossen von den National-liberalen willkommen geheißen; aber wo die genannten beiden Parteien nicht in Betracht kommen, da soll den Freisinnigen oder Fortschrittlichen, den Demokraten und den Hochkonservativen mit aller Kraft entgegen getreten werden — das heißt mit anderen Worten: alle anderen Parteien werden belästigt außer den stammverwandten Freikonservativen.

Die Freikonservativen werden mit dem Schmeichelnamen National-konservative belegt und es als selbstverständlich erklärt, daß die National-liberalen mit denselben durch Dick und Dünn zu gehen beabsichtigen.

Das ist dann die vielgerühmte Mittelpartei, die übrigens, wenn sie nur irgendwen Anspruch auf irgend welchen Erfolg erheben will, lediglich eine Partei Bismarck sans phrase sein muß. Ohne energische Beihilfe der Regierung hat eine solche Partei gar keine Aussicht.

Denn was bringen diese Herren denn eigentlich als Besiß mit in die Vereinigung? Die National-liberalen 49 Reichstagsmitglieder und die Freikonservativen 27! Dazu kommen vielleicht 4 Wilde — Summa Summarum = 80 Sitze von 397!

Wie wird Fürst Bismarck über ein solches Angebot lachen!?

Beträgt doch die Summe der Reichstagsfröhe, welche die „Reichsfeinde“ erster Klasse, Sozial-Demokraten und Zentrum, zu denen ja auch wohl noch Polen, Welfen, Protestanten und Dänen zu rechnen sind, nicht weniger als 155! Und die „Reichsfeinde“ zweiter Klasse, die Deutsch-freisinnigen, die Volkspartei und die demokratischen Wilden stellen 112 Mann, während die „Reichsfeinde“ dritter Klasse, die Hochkonservativen, 50 zählen.

Arme, durch Zahlen erdrückte „Mittelpartei“, welche sich in der That einbildet, die Zukunft für sich zu haben, welche sich einbildet, dem deutschen Reiche den Stempel aufzudrücken, welche sich einbildet, allein auf den Namen national Anspruch machen zu können!

Armes deutsches Reich! Wenn die paar eingebildeten Leute dich schlägen und heben sollen, wenn sie allein deine Kultur fördern müßten, armes deutsches Reich!

Politische Uebersicht.

Der Verein zur Wahrung der wirtschaftlichen Interessen von Handel und Gewerbe hat es für notwendig befunden, in einem Journal der Agrarier, in dem „Centralblatt für die Interessen der Volkswirtschaft“ sich des längeren über seine angeblichen Zwecke und Ziele auszulassen. Wie schon der Ort der Veröffentlichung beweist, handelt es sich um einen Appell an die Agrarier, diese jüngste Gründung nicht etwa als einen Feind ihrer eigenen Bestrebungen zu betrachten. Das geht auch aus folgendem Passus hervor: „Es ist ganz und gar unrichtig, wenn behauptet wird, der Verein solle den landwirtschaftlichen Korporationen gegenübergestellt werden oder den legitimen Bestrebungen irgend einer Interessengruppe gegenübertreten. Der Verein birgt keinerlei aggressive Tendenzen in seinem Schooß. Er will den Interessen der Landwirtschaft wohl, nach dem Grundtag „Leben und leben lassen“, und nur diejenigen werden sich über seine Gekränktheit zu beklagen haben, welche „das Kapital“ und unter diesem Schlagwort die vitalsten Interessen von Handel und Gewerbe grundsätzlich und in Voreingenommenheit befeinden.“ Das konservativ-„DeutscheTageblatt“ begrüßt diesen Ruf mit Freuden, Warum soll man ihm sein Vergnügen nicht lassen? Es besteht tatsächlich ein festes Band zwischen Landjunkern und Baumwollenbaronen. Diese Herren werden einander nicht bedrücken, sie werden leben und — sich leben lassen. Wie sie aber ihre Arbeiter, ob sie nun Fabrikarbeiter oder Tagelöhner heißen, leben lassen, wie sie sich zu den „vitalsten Interessen“ jener zahlreichsten Klasse stellen — das steht auf einem anderen Blatte, davon zu sprechen wäre nur „Voreingenommenheit“.

Die Nachricht, daß die Wahlen zum deutschen Reichstage auf den 13. Oktober andernam werden würden, wie ein Münchener Blatt es meldete, beruht lediglich auf Vermuthung.

Die endgültige Feststellung des Termins ist noch nicht erfolgt und wird auch wohl noch einige Wochen auf sich warten lassen. Daß aber die erste Hälfte des Oktober in ziemlich sichere Aussicht genommen, ist bereits wiederholt erwähnt worden, und es könnte daher möglicherweise jene Vermuthung mit der Wahrheit einigermaßen zusammenfallen.

Herr Professor Schwemmer, der Entsetzer. Der „Köln. Jg.“ wird von Berlin ansehend offiziös geschrieben: Die Ernennung des Professors Schwemmer, des Verbarzes des Fürsten Bismarck, zum außerordentlichen Professor an der hiesigen Friedrich-Wilhelms-Universität, wird heute amtlich veröffentlicht. Eine vorherige Befragung der medizinischen Fakultät scheint nicht erfolgt zu sein. Eine solche findet zwar in der Regel, aber nicht ausnahmslos statt, und in diesem Falle scheint der Minister von seinem Rechte Gebrauch gemacht zu haben, einen außerordentlichen Professor auch ohne vorherige Befragung mit der Fakultät zu ernennen. Wie man hört, wird Herr Schwemmer über Hautkrankheiten lesen.

Die in Wien geplante slavische Demonstration anlässlich des Agrar- und Theaterzuges, welcher auf seiner Fahrt nach dem „goldenen Prag“ heute in Wien eintraf, wurde durch einen Zufall vereitelt. Als das hiesige slavische Komitee auf dem Südbahnhof erschien, war derselbe öde und leer, die erwarteten illustren Gäste besanden sich aber längst in den Mauern Wiens. Die Croaten — circa 300, darunter die Agrar- und Gesangsvereine „Kra“ und „Kolo“ — hatten einen unrichtigen Zug benutzt und mußten so sang- und klanglos in Wien einziehen. — Wie schade!

Seit der letzten Sitzung des Kongresses für internationale Schiedsgerichte in Bern sind noch folgende Beratungsgegenstände auf die Tagesordnung gebracht worden: 1. Reform des internationalen Seerechts. — 2. Ueber die Erweiterung der Befugnisse des Weltpostvereins. — 3. Neutralisation von Elsaß-Lothringen (von deutscher Seite wird die Abiegung dieses Gegenstandes beantragt werden). — 4. Internationaler Ehegerichtshof. — 5. Die Madagaskar-Frage.

Die Absicht der Sozialdemokraten Dänemarks, schreibt der „Hamb. Korr.“, sich von der Linken vollständig zu emanzipiren, und sich auf eigene Füße zu stellen, findet, wie begreiflich, Nichts weniger als den Beifall der letzteren, und scheint dieselbe etwas verschupst zu haben. Ein radikales südländisches Organ meint u. A. den Sozialdemokraten den Rath geben zu müssen, sich vorzusehen und begleite die Mittheilung von der Erweiterung des sozialistischen Organs in Aarhus mit folgenden Worten: „Es fragt sich jedoch, ob der Stein nicht vielleicht zu schwer ist, als daß er sich aufheben ließe, und würde es in diesem Falle doch entschieden am besten sein, ihn liegen zu lassen, anstatt sich an demselben zu überheben.“ Dieser Rathschlag wird indes bei den Sozialisten nicht viel verschlagen, da dieselben von jeher gewohnt gewesen sind, den Worten ihrer bisherigen Freunde mit Mißtrauen zu begegnen. — Die Verantwortung für die Richtung obiger Meldung bleibt dem Hamburger konservativen Blatte überlassen, das sich eingeständenermaßen nur deshalb so lebhaft mit jener Trennung, von deren Nothwendigkeit man immerhin überzeugt sein kann, beschäftigt, weil es daraus ein Wachstum der konservativen Partei in Dänemark erhofft. Hoffen und harren, —

Björnsterne Björnson ist mit der Wendung, welche die Dinge in Norwegen genommen haben, durchaus nicht einverstanden. Ein Herr Ballum hatte in den Spalten des radikalen „Dagbl.“ das abgeschlossene Kompromiß verteidigt. In einer scharfen Erwiderung sucht nun Björnson nachzuweisen, daß die Bildung des Kabinetts Sverdrup ein Nachgeben dem monarchischen Prinzip gegenüber bedeute. Er traut auch den Herren, die nun einmal Minister geworden wären, nicht viel Charakterfestigkeit zu und sieht einen Beweis dafür in der ohne Widerspruch erfolgten Erhöhung der Apanage des Kronprinzen. Das neue Kabinet solle sich nicht einsellen lassen, sich gegen die gerechten und langjährigen Forderungen des Volkes unbotmäßig zu erweisen.

Die in Christiania in der Segeltuchfabrik und Merz's mechanischer Werkstatt ausgebrochenen Strikes (siehe Arbeiterbewegung) scheinen nur die Vorläufer für andere allgemeine Arbeitsverhältnisse in Norwegen sein zu sollen. Seitens von Hol's, der die Führerschaft über die gesammten Arbeiter der norwegischen Hauptstadt inne hat, sind in einer kürzlich abgehaltenen Arbeiterversammlung Anträge eingebracht, nach denen man erstens einen allgemeinen Arbeiterverein gründen will, der das ganze Land umfassen soll, und zweitens auf Strikes in allen industriellen Etablissements hinarbeitet, wo Herabsetzungen von

Löhnen stattfanden oder stattfinden werden, mit denen die Arbeitnehmer unzufrieden sind. Beide Anträge wurden von der Versammlung (800 Personen) angenommen.

Die französische Nationalversammlung in Versailles zeigte in ihrer letzten Sitzung eine ruhigere Psychognomie als in der vorhergehenden. Die Versammlung wurde um 1 Uhr eröffnet und begann nach verschiedenen Wortgefechten gegen halb 3 Uhr mit der Abstimmung über die Wahl des Ausschusses, wobei die Wahlen zwei Stunden lang zur Einlegung der Abstimmungsettel stehen blieben. Während der Abgabe der Stimmzettel erstieg der Vicepräsident des Senats, Humbert, Herrn Leroy. Um 6 Uhr wurde die Sitzung wieder aufgenommen und das Ergebnis der Wahl verkündet. Die Zahl der Stimmberechtigten betrug 466, gültige Stimmen wurden 431 abgegeben, absolute Mehrheit 218. Alle auf der ministeriellen Liste vorgeschlagenen Mitglieder des Kongresses sind gewählt worden. Am meisten Stimmen erhielt Journault (429), während die anderen 32 Ausschukmitglieder mit 308 bis 401 Stimmen gewählt wurden. Der Präsident verlas hierauf eine Anzahl ihm eingereichter Anträge, die sämmtlich dem Ausschusse überwiesen wurden, und hob dann die Sitzung auf. — Die Kommission der Nationalversammlung zur Vorberathung der Revisionsvorlage nahm heute das vom Deputirten Andrieux beantragte Amendement an, nach welchem die Mitglieder ehemaliger französischer Herrscherfamilien nicht zu Präsidenten der Republik gewählt werden dürfen.

Ein Aufruf macht in Belgien ungeheure Sensation, den der Bürgermeister Brüssels, Buß, gemeinsam mit dem Bürgermeister Antwerpens, Wael, an sämmtliche liberalen Kommunalräthe des Landes erlassen hat. Dieselben werden darin zum 9. August nach dem Brüsseler Rathhaus berufen, um „ein Kompromiß der Kommunen“ beaufs gemeinsamen Vorgehens gegen die Verstärkung des öffentlichen Unterrichts zu bilden. „Das 16. Jahrhundert“, so heißt es in dem Aufruf, „hatte sein Kompromiß der Edelleute, die Gewissensfreiheit beanspruchten, warum soll das 19. Jahrhundert nicht ein Kompromiß der Kommunen haben, um gegen das kirchliche Regiment zu protestiren?“

Obwohl die halbamtlichen italienischen Blätter sich die größte Mühe geben, die Nachrichten über das Umsichgreifen der Cholera zu dementiren so trägt dies doch nicht dazu bei, die ängstlichen Gemüther zu beruhigen, weil die Wahrheit immer mehr an den Tag kommt, daß die Seuche nicht nur an der Grenze ausgebrochen ist. In einigen Orten hat sich panischer Schrecken verbreitet, als die ersten Fälle bekannt wurden. Auf ein unwahres Gerücht hin, daß in Montecatini eine Person an der Seuche erkrankt sei, haben sämmtliche Badegäste den Ort verlassen. Neuerdings hat dieselbe zwei Bewohner des Dorfes Seborga bei San Remo dahingerafft, welches nun auch durch Militär abgesperrt ist. In Costelnovo di Garfagnano, Provinz Lucca, sind vier Personen daran gestorben und in Ravignano, Provinz Massa Carrara, von sechs erkrankten Personen deren vier. Von 27 Choleraerkranken in Pancalieri bei Pinerolo haben acht nicht gerettet werden können. In die neben diesem Orte gelegenen Dörfer Diasio, Lombriasco, Casalgrasso und Carignano ist die Seuche ebenfalls verbreitet.

Ueber die moralischen Zustände in der russischen Armee giebt eine im „N. Wochens.“ mitgetheilte Uebersicht über das russische Militärgerichtswesen Aufschluß. Danach ist im Jahre 1882 durch die Militärgerichte von je 52 (1881 54,1) Personen der Gesamtspektakel der Armee eine abgeurtheilt; die Zahl der abgeurtheilten Offiziere verhielt sich zu ihrer Gesammtzahl wie 1:175,8 (im Vorjahre 1:226,8). Die Zahl der wegen Vergehen gegen Leben, Gesundheit, Freiheit oder Ehre von Privatpersonen vor Gericht gezogenen Offiziere ist von 15 auf 24 gestiegen, die der wegen Beleidigung und Widersetzlichkeit gegen Wachen und im Dienst befindliche Militärpersonen angeklagten Offiziere von 10 auf 20. Von den Unteroffizieren und Mannschaften wurden abgeurtheilt 5127 (1881 5250) wegen Diebstahls, 2214 (2284) wegen Fahnenflucht, 1826 (1824) wegen Verletzung der Disziplin, 1580 (1424) wegen Verletzung der militärischen Ordnung u. Unter den wegen Verletzung der Disziplin Angeklagten wurden 97 (1881 67) zur Verbannung, darunter 71 (40) mit Zwangsarbeit verurtheilt.

Die Opposition gegen das neue bulgarische Kabinet Karawelow hat bereits einiges Material aufgetrieben, um daraus Angriffswaffen gegen dasselbe zu schmieden. Ihre Anklage lautet auf Verletzung der Verfassung von Timowo und Anhaltspunkte sind immerhin vorhanden. Diese Verfassung schreibt vor, daß nur bulgarische Staatsbürger Abgeordnete

sein können; nun hebt aber die Opposition hervor, daß die Herren Karawelow und Slawewow nach Ertheilung der Vollmachten von Sifomo an den Fürsten das Land verlassen, ökonomische Dienste angenommen, sich somit expatriirt haben. Die Opposition der Janowisten gegen das Kabinet ist nicht zu unterschätzen. Thatsächlich bilden die Konservativen das Ringlein an der Waage. Wohin sie sich schlagen, dort ist die Majorität. Sollte das Kabinet Karawelow Unterstützung von auswärts suchen, was bei der großen Zahl seiner inneren Gegner wahrscheinlich ist, dann dürfte dies für die Konservativen das Signal sein, sich in der ordentlichen Session der Sabranje, welche im Oktober eröffnet werden wird, den Janowisten anzuschließen.

Der siebenzehnjährige Kaiser von Anam ist plötzlich gestorben; wie man vermuthet, ist er ermordet worden. Der verstorbenen Kaiser, Rienshuoc, war im Dezember v. J. seinem wegen Unterzeichnung des Harmond'schen Vertrags von dem ermordeten Onkel Diephoa auf dem Thron gefolgt. Kürzlich hat Rienshuoc einen ihm von dem französischen Gesandten Potentore vorgelegten neuen Vertrag unterzeichnet und das alte Reichsiegel ausgeliefert, und die Vermuthung liegt nahe, daß auch er dem Haß der anamitischen Mandarinen gegen die Franzosen zum Opfer gefallen ist. Thatsächlich waren bereits vor einiger Zeit in Hue Revolten ausgebrochen, die gegen die Franzosen gerichtet waren, und der erste Minister des Königs hat stets als ein Feind der letzteren gegolten. Wie ein Telegramm des französischen Residenten in Anam gemeldet hat, ist jetzt ein jüngerer Bruder Rienshuoc's zum Kaiser gekrönt worden.

Die Verfassungsrevision in Frankreich.

(Original-Korrespondenz des „Berl. Volksbl.“)

Paris, am 6. August 1884.

Hier herrscht Revisionslust. Aber es ist keine reine Lust, die da weht. Die Verfassung soll revidirt werden, und man will Niemand wehe thun. Es ist wahr, die französische Republik ist eine Republik nur dem Namen nach, eine Republik mit einer monarchischen Verfassung. Deshalb auch augenblicklich das Auftauchen von sogenannten monarchistischen Versuchswörtern und die fortwährende Furcht vor den Untrieben der vormaligen Kronpräsidenten, sowie deren zahlreicher Anhängerschaft in der Ebene sowohl, wie in den verschiedenen Verwaltungszweigen. Ebensovienig konnte sich die Republik bisher vertragen, auf die pompösen militärischen Schauspiele zu verzichten, welche so recht noch den Stempel des korruptirten Kaiserreichs an der Stirn tragen. Dazu kommt das Haschen nach Geld und Augenblickserfolgen, das Diplomatische der Republik, welches den Vertretern einer Republik wahrlich schlecht ansteht. Außerdem hat die Republikwirthschaft, welche herrlich schon seit Jahren allgemeines Unbehagen hervorgerufen.

Ich weise nur auf das Gebahren des Herrn Gambetta, als er Kammerpräsident war, hin, wie er sich immer mehr als Diktator aufzuspielen beliebte und von Niemand daran gehindert werden konnte. Die abenteuerliche Kolonialpolitik, welche Frankreich befolgt, legt dem Lande Lasten an Gut und Geld auf, ohne nennenswerthe Erfolge. Ja, es hat sich sogar herausgestellt, daß Frankreich für andere die Kastanien aus dem Feuerholt. So haben beispielsweise die leghin gepflogenen Kammerverhandlungen, über die Zuckerfabrikation, Import und Export, im Evidenz bewiesen, daß in Tunis und sogar in Algier mehr deutsches als französisches Zuder im Handel ist, und in Tonkin ist es nicht besser.

Es kann sehr gleichgiltig sein, ob der Zuder oder sonstige Produkte, welche hier oder da verbraucht werden, deutschen, französischen oder chinesischen Ursprungs sind. Die Hauptsache ist und bleibt doch immer nur, daß vorhandenen Bedürfnissen nach Produkten Genüge geschehe. Es thut aber dar, daß der Vorwand der französischen Regierung, welcher die Unwendigkeit der Kolonialpolitik darthun soll, eben nur ein Vorwand ist, hinter dem sich andere Gesäfte verstecken.

Die Korruption, welche in der inneren Verwaltung der Republik wuchert, hat sich so recht deutlich gezeigt bei dem Fall Clime auf Korsika! Als diese Angelegenheit in der Kammer zur Sprache kam, da wagte sich sogar der Postminister Cochery zu rühmen, daß in der Republik das schwarze Kabinet Noire nicht er wurde nicht einmal von der Kammer mit Schimpf und Schande davon gejagt.

Nun, die Unzufriedenheit und der Wunsch nach Veränderung der Dinge war schon lange allgemein. Dem soll nun jetzt entsprochen werden, durch eine Verfassungsrevision, welche

Feuilleton. Das Kind des Proletariers.

17] Sensationsroman von U. Rosen.
(Fortsetzung)

Elisa Wallace hielt sich verborgen, als Tony — denn Brigley schlich dicht am Heckenrand hin — inmitten des Kreuzweges jene hohe schwarze, langam und sicher vorüberhuschende Gestalt bemerkte und wie sein Vetter, Tim Titlow, einen Geist in ihr zu erblicken glaubte. Er wich entsetzt zurück und seine Hände klapperten vor Angst.

„Still, Herr! Um des T. . . . Willen, fragen Sie mich nichts mehr! St! Still, Herr! Ich habe es wieder gesehen!“

„Was hast Du wieder gesehen?“

„Den Geist, Herr, den Geist, der oben an uns vorüber-schwebte!“

„Unfinn! Du hast nichts gesehen! Thor!“

„Doch, Herr Doctor,“ und Tony, den Weg entlang spähend, sah den Gegenstand seines Schreckens weiter und weiter gleiten. Sie können sich mit eigenen Augen überzeugen, Herr. So bewegt sich kein sterbliches Wesen. Und hier, hier auf demselben Fleck schwebte es an mir vorüber, wie der Engel des jüngsten Gerichts.“

Dr. Brigley, besorgt, daß seine Unterredung belauscht worden war, trat rasch an Tony heran. Die Wahrheit bligte in ihm auf. Der Gang, die Haltung des Kopfes, die Gestalt waren die seiner Cousine Myra. Er mußte sich Gewißheit verschaffen. „Bleibe hier und warte auf mich“, flüsterte er Tony zu.

Er folgte der Erscheinung und überzeugte sich, daß es Myra war und daß sie schlief. Er beugte sich über die Hecke, durch ein leichtes Gerausch dazu veranlaßt, und dort entdeckte er Elisa Wallace, die emsig weiter lief.

Er kehrte zu seinem harrenden Diener zurück.

„Tony, wann laßt Du jene Erscheinung schon zuvor?“

„Niem —“ begann der Diener.

Aber Brigley ersuchte ihm das Wort in der Kehle.

„Du sagst's vorhin, Du hättest sie schon früher gesehen, wann also, Bürsche?“

„Ich sah das Gespenst zum ersten Male in jener Nacht Herr, in welcher Sie mich in das Barth'sche Schloß schickten, um das Kind zu holen.“

„Sahst Du es gehen oder kommen?“

„Beides Herr!“

„Sprich die Wahrheit oder ich erwürge Dich!“

„Ja doch, Herr Doctor. Ich war damals auf dem Wege, Ihren Auftrag mit allem Eifer zu erfüllen, so sündhaft mir auch die That dünkte, und gerade, als ich an dieser Stelle ankam, huschte es an mir vorüber, ich wich in den Schatten zurück und lief dann weiter, und als ich wieder zurückkehrte, war es auch wieder da. Als ich kam, hatte es seine

Schritte nach dem Wasserbehälter gerichtet, und als ich wieder zu Ihnen wollte, setzte es seinen Weg nach dem Barth'schen Schloße fort.“

„Aber Du sagst mir in jener Nacht, Du wärest Niemandem begegnet!“

„Das war ich auch nicht. Das ist ja kein menschliches Wesen. Das ist ein Geist. Als ich ihn heute wieder mit feierlichen Schritten vorbeigleiten sah, trug mir das Mark in den Knochen. Das sollte eine Warnung für uns sein, Herr, alle Gemeinschaft mit einander aufzugeben.“

„Und Du kannst beschwören, daß es dieselbe Erscheinung war?“

„Ja Herr! Das Haar steht mir zu Berge und das Blut gerinnt mir, wenn ich an das Gespenst denke.“

„Und diese, diese Gestalt, was oder wer auch immer sie sein mag, ging und kam in der von Dir bezeichneten Weise?“

„Ja meinem Leidwesen, ja?“ ächzte Tony.

„Gut. Du kannst nach Hause gehen. Heute läßt sich doch kein vernünftiges Wort mehr mit Dir zu sprechen.“

So hatte Dr. Brigley unerwartet aus Tony herausgebracht, daß in derselben Nacht, in welcher Rupert durchnäht vor Sam Porter's Thür niedergelegt worden, Myra an dem Wasserbehälter gewesen und von dort wieder zurückgekehrt war. Sie also hatte ihren Stiefbruder ins Wasser geworfen. „Die Kenntniß dieser Thatsache dünkte mir eines Tages von großem Nutzen sein, mein stolzes Fräulein,“ sagte Brigley mit vernünftigem Lächeln zu sich selbst. Myra erreichte wohlhalten das Schloß, während Elisa ihr auf den Fersen folgte, zitternd vor Angst, daß ihre Herrin früher in ihr Zimmer zurückgelange. Schon war Myra durch den großen Vorlaß geschritten, als ein verirrtes Kästchen unter dem Fuß der Schlaftrine, die ihm auf den Schwanz getreten hatte, mit einem jämmerlichen Geheul vorprang.

Der Värm erweckte Myra.

Sie sah sich verwundert um. Die düster brennende Vorzimmerlampe, die offene Thür ihrer Schlafkammer, ihr eigener seltsamer Anzug, Elisa's verdörnte Aussehen, Alles das belebte sie plötzlich über ihren nächtlichen Spaziergang.

Sie stieß einen wilden herzerregenden Schrei aus und sank der alten, treuen Dienerin demüthlos in die Arme.

Elisa trug Myra aus dem Vorzimmer in ihr Bett und verschloß die Thür hinter sich.

Rast in demselben Augenblick kamen der Porter und ein Bedienter in den Vorlaß gestürzt, um sich nach der Ursache des Geschreis zu erkundigen.

Elisa öffnete die Thür von Myra's Zimmer ein wenig und steckte den Kopf hinaus.

„Es ist nichts, Ihr Leute. Das gnädige Fräulein hatte einen bösen Traum und erwachte mit heftigen Zahnschmerzen.“

„O Elisa, Elisa!“ schluchzte die arme Myra, „sage mir, bin ich wieder im Schloß draußen gewesen?“

Elisa würde alles entschieden geleugnet haben, aber da

lagen die schmutzigen Schuhe, die thaueuchten Kleider, der lange Mantel vor Myra's Augen.

„Nun ja, mein Vämmchen. Sie sind draußen gewesen.“

„Elisa, ich träumte, ich wäre nach dem Wasserbehälter gegangen. Sprich, bin ich wirklich dort gewesen?“

„Ich kann nicht sagen, mein Töubchen, daß Sie anderwärts waren. Aber haben Sie nicht das Recht, spazieren zu gehen, wo es Ihnen beliebt?“

„Elisa, Elisa,“ rief Myra aufspringend und die Hände über ihrem Kopfe zusammenschlagend, „bin ich schon einmal dort gewesen?“

„Wie kann ich das wissen, mein süßes Vämmchen? Das nein, vor heute habe ich Sie noch niemals Nachts gesehen.“

„Auch nicht wiederkommen?“

„Nein, nein, ich habe Sie noch nicht wiederkommen sehen.“

„Elisa, sage mir die Wahrheit!“ bat Myra, in der schmerzlichen Aufregung die arme Dienerin bestig auf die Schultern schüttelnd. „Denke nach, Elisa, besinne Dich, ich nicht fort in der Nacht, in der Jannig's Kind verschwand, ist? Glaubst Du nicht, daß ich aus damals schlafwandeln ausgegangen bin? Hast Du keine Zeichen davon an meinen Schuhen, an meinen Kleidungsstücken entdeckt?“

„D warum fragen Sie nach Dingen, die so lange her sind?“

„Sag' es mir, Elisa, sag' es mir, wiederholte Myra.“

So beschworen, erwiderte Elisa zitternd:

„Ja, mein Kleinod, ich sah damals Lehm an Ihrem Schuhen und einen feuchten Rand an Ihrem Kleid und Jannig's roth, aber ich fand die Sachen, ehe irgend ein Anderer davon merken konnte, und reinigte sie schnell und heimlich.“

Nun schaute bitterlich. „Ach, Elisa, in jener Nacht habe ich einen fürchterlichen Traum.“

„Erzählen Sie ihm mir nicht, Kind,“ sagte die weiche Alte. „Träume sind Dinge, für die Niemand verantwortlich ist. Wenn Sie von Bösen träumen, so ist es das Böse des Feindes außer Ihnen, der zu Ihrer Seele spricht.“

Selbst wenn Sie im Traume Böses thun, trifft Sie keine Strafe, begeben Sie keine Sünden, sondern Sie sind das Opfer eines Unglücks.“

„Ach, Elisa, ich fürchte, wir sind für unsere Thaten verantwortlich, als Du glaubst. Wir müssen dem Bösen einen festen Anhalt in uns gegeben haben, während wir es nicht unseres Thuns bemerkt waren, oder wir könnten es nicht schlaf ausführen. Mein Herz bricht, wenn ich an jenen Traum denke! Und jetzt weiß ich bestimmt, daß jener Traum eine Fälligung ist und kein Feind meines Vaters Todmuth's stolzen hat.“

Aus dem späten und unruhigen Schlaf, in den sie dem Abenteuer dieser Nacht verfiel, wurde Myra durch die Kammermädchen Lady Barth's erweckt.

Ihre Herrin sei sehr krank und verlange nach dem Fräulein.

dem L
niedlich
D
bei nie
ten Wo
dingt n
legten
launper
hott, n
redet, n
1883).
schle, v
sage Kur
wollt d
sch zu
erwacht
ich nicht
lag vor
rang.
die Ein
Gan
immig
Hilflich
und Bro
Beruam
sinn. I
die Sen
gunde ge
die Prä
Beruam
vorgnom
Die
ich, wenn
Bewegung
die Kräfte
schließen
der Tange
Arbeiter u
schwebte,
welche Pro
und demge
wie es in
sich an
Kontinuität
Der
wollt aber
versteht
weil, daß
genst hat
Kommunit
kann) imm
kande der
bit über ab
nicht hatte
schwerer S
telle, und i
solter Kga.
grübelte sich,
schen Grupp
Deut
lies es: U
s der Re
letten bäh
vorige soll
wacht, das
weibe. De
sch habe man
wider — i
und die A
welches sich
verwandt
Regierung!
Einen
wähnen. Pro
Bücher. Pro
Seeliger!

dem Lande Ruhe vor den abenteuerlichen Kronpräsidenten und... Die Nothwendigkeit dieser Reform erhellt schon daraus, daß nicht weniger als 330 gegenwärtige Deputierte in ihren letzten Wahlprogrammen die Revision der Verfassung als unbedingt notwendig aufgenommen hatten. Unmittelbar nach den letzten Wahlen (im Sommer 1881, hier giebt es 5jährige Legislaturperioden) als Gambetta sein großes Ministerium gebildet wurde, wurde er von dem Mitgliede der äußersten Linken, Baudet, wegen der vollständigen Revision interpelliert (November 1881). Gambetta wollte nichts davon wissen, indem er ausführte, das Land bedürfe der Ruhe und verträge eine so heftige Kur nicht. Er wurde von der Kammer unterstützt. Am 14. Februar 1882 präsentierte Gambetta seine theilweise Verfassungs-Änderung. Es herrschte damals viel Leben und wurde viel agitiert. Gambetta erklärte, der zur Vorprüfung ernannten sogenannten 33. Kommission: „Wenn die Kammer nicht damit begnügt, die Revision in dem Sinne der Vorlage vorzunehmen, dann provocirt man das Recht der Regierung, den Geist der Insurrection zu erkühen.“ Die Antwort darauf erfolgte einige Tage später, indem die Kammer das Gambetta'sche Nachwerk mit 305 gegen 119 Stimmen ablehnte. Gambetta zählte zu den gewissen Ministern. Ende 1882 gründete sich die sogenannte Revisionsliga, zu demselben Zweck als ein Theil Senatoren, einer großen Anzahl Mitglieder der Kammer, Municipal-Räthe, Redakteure hiesiger und Provinzial-Blätter etc. Diese Liga agitierte viel, hielt überall Versammlungen ab, ertheilte Auftrufe, Flugblätter und Broschüren. In dem Programm dieser Liga, wurde die Abschaffung des Senates gefordert und für das Einmüthigste Propaganda gemacht, ebenso stellte man die Abschaffung der Würde des Präsidenten der Republik in Aussicht. Auch sollte die Verfassungsrevision durch eine vom Volke ernannte Constituante vorgenommen werden. Die verschiedenen Gruppen der Arbeiterpartei verhielten sich, wenn auch gerade nicht feindselig, so doch gleichgültig dieser Bewegung gegenüber, sie sagten, der gegenwärtige Kampf um die Revision, sei nur ein Kampf innerhalb der verschiedenen politischen Gruppen, durch welchen an dem wesentlichen Stand der Dinge wenig geändert werden dürfte. Die Wortführer der Arbeiter verlangten gründliche Änderung der wirtschaftlichen Verhältnisse, hinweisend auf die verschiedenen großartigen Streiks, welche Frankreich damals nach allen Richtungen durchzuckten und demgegenüber die Regierung nichts Besseres zu thun wußte, als Vermittlung des Militärs zu Gunsten der Arbeitgeber, wie es in Roanne, Mais, Béziers und Grand Combes geschehen war. Da diese Forderungen nicht in den Kram der Revisionsliga paßten, zogen sich die Arbeiter zurück. Der parlamentarische Kampf um die Revision begann, wurde aber verschiedene Male vertagt, bis jetzt endlich der Ministerpräsident Ferry, (welcher nichts weniger als ein großer Feind, dafür ansläut, wie bei verschiedenen Gelegenheiten sich gezeigt hatte, so recht der Ausdruck einer großen Anzahl von Arbeitermitgliedern ist und auf eine gewisse Majorität rechnen kann) immer mehr in die Enge getrieben, diese Frage zum Gegenstand der Kammerverhandlungen machte. Wie sehr die Arbeiter bei ihrer abwartenden Stellung, gegenüber der Revisionsliga Recht hatten, zeigte sich jetzt. Die Vorlage war nur ein Schein von dem, was die Revisionsliga gefordert hatte, und doch stimmte der größte Theil der Mitglieder der Revisionsliga, dem Ferry'schen Nachwerk zu. Die äußerste Linke schloß sich, Clemenceau mit der größeren Hälfte dieser politischen Gruppe stimmte dafür. Jetzt mußte diese Vorlage den Senat passieren und da es sich um die Verfassung handelt von dem Geldbewilligungsrecht und anderen bisher beide Körperschaften gleiches Recht. Nach der Vorlage sollte dieser § geändert werden, dahin, daß der Schwere des Geldbewilligungsrechtes in die Kammer verlegt wird. Der Senat aber sagte sich: Geld, Geld, um dich dreht sich die Welt, und lehnte diesen Paragraphen ab. Schon dachte man an einen Konflikt, doch das Ministerium blieb und die Kammer stimmte dem auch zu. Das Abgeordnetenhaus, welches sich einen Augenblick der Gemüther bemächtigt hatte, verschwand und Freude herrschte in Israel, wollte sagen in Regierungskreisen. Einen trübseligen Zwischenfall muß ich noch nachträglich erwähnen. Nach der projektirten Revision sollen die öffentlichen Beamten, Professoren etc. verboten sein; kurz, die Thätigkeit der Beamten sollte in etwas beschränkt werden. Man hatte aller-

dinge die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Die katholischen Geistlichen erringen eine längere Arbeitszeit, ohne einen Strike organisiert zu haben, und sind nicht einmal zufrieden. Es war gar keine Rede davon, ihnen Gehaltsabzüge zu machen; es wäre auch zu grausam gewesen. Und doch sind diese Leute ganz aus dem Häuschen. Ihr Wortführer im Senat sprang ganz wüthend auf die Tribüne, um in seinem und seiner Freunde Namen gegen die Aufhebung der öffentlichen Gebete zu protestieren. „Wenn der Staat“, sagte er, „den Herrgott hinausjagt aus der Verfassung, aus den Gesetzen, aus der Schule, so ist dies ein Verrath an den übernommenen Pflichten. Sie wollen der atheistischen Lehre Vorschub leisten und zurückstoßen die Ehrethetung vor Gott. — Nehmen Sie sich in Acht!“ Und die hartgesottenen Sünder auf den Senatssbänken mit ihren Wagnissen und schlaftrüben Mienen gingen in sich, nahmen sich in Acht und stimmten für Abschaffung der öffentlichen Gebete. Jetzt tritt der Kongress in Versailles zusammen. Derselbe ist zusammengesetzt aus der Kammer (567 Mitglieder) und dem Senat (300 Mitglieder, zusammen also 867 Gesetzgeber.) Da wird doch wohl etwas herauskommen, zumal Präsident Grevy es für wichtig genug hielt, seinen alljährlichen Sommeraufenthalt dieses Mal zu unterbrechen, um dem Schauspiel der gesetzgebenden Thätigkeit näher zu sein. Lokales. Mehr Licht, das ist ein Ruf, der heute immer mehr an Verbreitung und an Verbreitung gewinnt. „Dürstert“, wie der Berliner sagt, herrscht überall, wohin wir auch blicken mögen, am Meisten ist dieselbe aber trotz aller Warnungen und trotz aller vorgekommenen Unglücksfälle Abends auf den Hausfluren der Berliner Miethshäusern vertreten. Was helfen alle Klagen, alle Hinweise des Publikums und der Presse der Zugelassenheit der Berliner Hausfluren gegenüber! Wenn diese Herren nur ihre Miethen pünktlich und vor allen Dingen pränumerando erhalten, so mögen sich die Miether getroßt Hals und Beine brechen, das ist Lebensfrage, das Gas kostet Geld und bei uns sind die Miethen so niedrig, daß die Flurbeleuchtung während der Sommermonate aus denselben durchaus nicht herausgeschlagen werden kann. Die Geduld die manchem Miether gerade in dieser Beziehung zugemuthet wird, übersteigt in der That alle Grenzen, er muß, wenn er in eine neue Wohnung einzieht, den Miether vorher für eine Leistung bezahlen, von der er noch garnicht wissen kann, ob sie überhaupt eingehalten werden wird oder kann. Man kann wirklich neugierig sein einmal zu erfahren, woher die Berliner Hauswirthe den Anspruch auf vorherige Bezahlung eigentlich ableiten. Im gewöhnlichen Leben gilt doch der Grundsatz: „Erst Waare und dann Geld.“ man bezahlt doch Alles erst, nachdem man es erhalten hat, mit welchem Recht können daher die Hauswirthe den Anspruch erheben, sich vorher bezahlen zu lassen? Es hat sich diese Unsitte einmal bei uns eingebürgert, und der Berliner Miethskontakt mit seinen rigorosen Bestimmungen sorgt denn auch vortreflich dafür, daß von diesem „Aus“ nicht abgewichen werden darf. In diesen Auslieferungsverträgen, denn solche sind es in der That nur, ist dem Hausbesitzer die unumschränkte Vollmacht sowohl über das Bestthum wie über die Person des Miethers zugesprochen, der Miether hat alle möglichen Rechte und der Miether alle möglichen Pflichten. Wie die Miethskontakte gehandhabt werden, ist wohl hinlänglich bekannt, wir geben gerne zu, daß es einzelne Hausbesitzer giebt, die ihre Pflichten, die sie ihren Miethern gegenüber doch auch haben, in loyaler Weise nachkommen, in der größten Mehrzahl gehen die Vermiether den Kontrakt-Bestimmungen in buchstäblicher Weise nach, und hiernach haben sie eigentlich weiter nichts zu thun, als monatlich oder vierteljährlich die fälligen Miethbeträge „pränumerando“ einzulassen. Daß es außer den in dem Kontrakte ausgesprochenen Verpflichtungen auch noch humane, moralische giebt, das scheint die Herren nicht zu interessieren, denn sonst würden sie wohl wissen, daß es notwendig ist, ihre Miether und auch solche Leute, die Abends in fremden Häusern zu thun haben, vor drohenden Lebens- und Gesundheitsgefahren zu schützen. Das kostet allerdings Geld, und wenn es auch nicht viel kostet, so ist es immer etwas, und auch die wenigen Groschen können gepart werden. Wann endlich wird die Zeit kommen, wo auch der Berliner Hauswirth so human denkt, daß er berechtigten Wünschen seiner Miether nachgiebt, daß er die Ueberzeugung gewinnt, daß die Miether nicht nur seinetwegen, sondern daß er auch ein klein Wenig der Miether wegen da ist. N. Die Kanibalen im ethnologischen Museum. Auf Wunsch des Herrn Professors Bastian stellten einige der im Panoptikum befindlichen, verschiedenen Stämmen Nord-Queensland angehörigen Australier und zwar Drinimlen und Timendal in letzterer Zeit der ethnologischen Abtheilung des königlichen Museums wiederholte Besuche ab. Es handelte sich, wie schon früher mitgetheilt, darum einige dort befindliche, dem Namen und der Bestimmung nach noch nicht bekannte Gegenstände durch die erotischen Gäste rekonstruieren zu lassen. Zwei hervorragende Anthropologen, die Herren Dr. Grunmedel und Grube waren seitens des Eingangs genannten Gelehrten beauftragt worden, diese interessante Arbeit vorzunehmen. Nachdem sich die beiden genannten Herren durch Fragen nach einigen dem Namen nach schon bekannten Körpergliedern und Geformten erkundigt und sich von der Echtheit der beiden Gäste überzeugt, auch dabei konstatirt hatten, daß beide, obwohl verschiedenen Stämmen angehörig, aber ein fast gleiches Sprachidiom sprachen, führte man dieselben an einen mit australischen Gegenständen gefüllten Sammlungsraum heran. Mit schillernder Freude nahmen die beiden Wilden ihre heimathlichen Waffen, wie den Bomerang, die Kriegsglocke Nullah-Nullah, verschiedene Schmuckstücke in Augenschein. Ein aus Blättern und Baumrinde hergestelltes Gefäß rekonstruieren sie als einen Honigbehälter in ihrer Heimathsprache, „Koloboi“ genannt. Hervorragendes Interesse schien ein aus zwei Holzstäben bestehendes Feuerzeug zu erregen, das in ihrer Heimath durch fortwährendes Aneinanderreiben so heiß wird, um trockenes Gras etc. zu entzünden. Eine Keule, an deren Ende sich ein mächtiges Stück Bergkristall befand, bezeichneten sie als ein Instrument, welches nur zum Zertrümmern eines feindlichen Schädels bestimmt sei. Einen ihnen vorgelegten Stab aus Bambusholz, auf dem die verschiedensten Figuren und Kerben eingeschnitten waren, erklärten sie als ein Messer-Stück (Votschast-Stab), den sie in ihrer Heimath zur gegenseitigen Verständigung gebrauchten und von denen sie einen auch zu lesen vermochten. Geradzu verstört erschienen die Wilden, als man ihnen eine australische Mumie zeigte. Es war dies der Körper eines Erwachsenen, der zwischen Faust und Vorke, auf ein Minimum von 2 1/2 Fuß Länge und 1 1/2 Zoll Durchmesser zusammengepreßt und seiner Zeit an einem Baum hingehend gefunden worden war. Ueber die weiteren Rekonstruierungen, welche hochinteressantes Material liefern, werden wir demnächst berichten. Im Eisenbahnbetriebe wird jetzt eine Neuerung beobachtet, die gewiß anerkannt zu werden verdient. Bei Bergungsgängen mit der Eisenbahn von Vereinen oder größeren Gesellschaften, zu welchen keine Extraszüge genommen werden, war es bisher den Theilhabern an einem derartigen Ausfluge überlassen, sich einen Wag in der Wagengasse zu erobern. Diesen Verhältnissen ist nun dadurch Abhilfe verschafft worden, daß auf vorherige Anmeldung Koupés in einem fabriplanmäßigen Zuge reservirt werden, an deren Fenstern sich Bettel mit dem Worte „Besetzt“ befinden. Hierdurch wird es den Theilhabern an einer Reisegeellschaft möglich, nicht nur unter allen Umständen einen Platz zu erhalten, sondern auch mit den übrigen Genossen in einem Koupé bezw. in einem Waggon zusammenzufahren. Beim Statten verunglückt. Ein bedauerlicher Unglücksfall ereignete sich am gestrigen Tage auf dem Stating-Ring in der Hasenheide. Ein sich mit Statten belustigender Musiker Max Payer aus Wittenberg hatte beim Laufen das Unglück zu stürzen und so unglücklich zur Erde zu fallen, daß er sich einen Bruch des rechten Unterarms zuzog. Der Verunglückte mußte nach der Sanitätsstation in der Dranienstraße geschafft werden, wo ihm ein Gypsverband angelegt wurde. Die Passage des Alexanderplatzes und der umliegenden Straßen während der Nachtzeit bezw. von 11 Uhr ab ist durch die dort nach Hunderten anstretenden Frauen- und Personen mit ihren Zubehören geradezu lebensgefährlich. Nacht ein Passant etwa den Versuch, sich eines jener aufdringlichen Frauenpersonen mit lauten Worten vom Leibe zu halten, so tauchen plötzlich mehrere Zubehörer auf, die zu jeder Unthat bereit sind und dies durch Hervorholen eines zugespitzten Messers aus der Tasche sofort bekunden. Es hat den Anschein, daß erst durch Belebung der Gegend am Alexanderplatz durch die zahlreichen Lokale, welche bis spät in die Nacht geöffnet sind, jene Menschenklasse ihren Verkehr nach dort verlegt, denn früher war eine so starke Vertretung dieser Personen dort nicht beobachtet worden. Ein armes „Mildmädchen aus Schöneberg“ hatte, wie ein hiesiges Blatt erzählt, vor etwa 14 Tagen das Glück, hier in der Behrenstraße eine Brieftasche zu finden, in welcher sich ein Geldbetrag von mehr als 500 M. befand. Voll Freude über denselben brachte sie ihren Fund nach Hause, ohne bei der Polizeibehörde Anzeige zu machen. Desto unverböhlener sprach sie aber zu allen ihren Bekannten davon. In ihrer Einfalt machte sie sodann ihrem Miether, ihrer Angabe nach, auf dessen Verlangen ein Geschenk von 200 M. und für 50 M. kaufte sie in einem Manufakturgeschäft ein Kleid und Wäsche. Der Himmel hing dem Mädchen voller Geigen, bis plötzlich ein Polizeibeamter, der durch ihr Gespräch davon gehört, bei ihr erschien und sich nach dem Fund erkundigte. Sie händigte dem Beamten nun sofort den Rest des Geldes im Betrage etwa 200 M. aus. Durch Vermittelung der hiesigen Polizei wurde der Buchhändler H. als Verlierer ermittelt. Gegen die unglückliche Finderin ist jetzt die Unteruchung wegen Fundsunterschlagung und gegen den Miether derselben, der übrigens befreit, von dem Funde genußt zu haben, wegen Hehlerei eingeleitet. Gerichts-Zeitung. Der Zufall spielt in Kriminalfällen oft eine bedeutende Rolle, das zeigt wiederum nachstehende Thatsache. Ein Kellner aus dem Hotel de Rome steht in dem Schaufenster eines Ricklaufhändlers mehrere Silberne Vöfel liegen, welche er bei näherer Betrachtung als aus dem Hotel de Rome stammend erkennt. Er macht dem Besitzer des Hotels hiervon Mittheilung und nach sofort vorgenommener Revision der Utensilien fehlen im Hotel Werthgegenstände im Betrage von ungefähr 377 Mark. Der Verdacht des Diebstahls lenkte sich gegen eine Frau Brysch, welche von dem Hotelbesitzer die Erlaubniß hatte, sich übrig gebliebene Speisen abzuholen. Bei Durchsuchung ihrer Wohnung fanden sich verschiedene Gegenstände im Werthe von ungefähr 27 Mark vor, die aus dem Hotel entwendet waren. Des Diebstahls angeklagt, stand die Brysch gestern vor dem Schöffengericht; sie war geständig die bei ihr vorgefundenen Sachen aus dem Hotel entwendet zu haben, doch will sie von dem Verbleib der übrigen fehlenden Gegenstände nichts wissen. Der Staatsanwalt beantragt, in Erwägung, daß sie das Mitleid des Hotelbesizers arg gemißbraucht habe, 2 Monate Gefängniß; der Gerichtshof schloß sich den Ansichten des Staatsanwalts an und erkannte auf diese Strafe. Wegen versuchter und vollendeter Unterschlagung betritt — aus der Haft vorgeführt — der Handelsmann Albrecht den Gerichtssaal. Der Angeklagte entnahm auf einen Leibkontrakt von dem Fabrikanten Homuth ein Piano, von welchem er sodann die Fabrikmarke entfernte und versuchte, es für einen billigen Preis an den Mann zu bringen. Eben wollte Albrecht das Piano für 120 Mark wieder verkaufen, der Wagen hielt schon vor der Thür um es abzuholen, da kam der Fabrikant Homuth — der Wind bekommen hatte — hinzu und nahm sein Piano wieder an sich. Präsident: „Wozu kauften Sie das Piano?“ Angell.: „Für meinen Sohn, da er sehr musikalisch ist.“ Präsident: „Sie sollen der unverschämten Lüge, welche bei Ihnen gewohnt einen Wackelstork mit Gegenständen im Werthe von 100 Mark unterschlagen haben. Wo haben Sie die Sachen gelassen?“ Angellagter: „Ich habe die Sachen versteckt.“ Zeugin Fräulein Köchel deponirt, daß Sie früher bei dem Angeklagten gewohnt habe; sie sei noch nicht lange in Berlin und jetzt seit Januar im Besitze des Herrn D. in der Mohrenstraße thätig. — Da sich auch noch herausstellte, daß Albrecht die Pfandscheine an den früheren Schankwirth Köthe, als Unterpfand für geliehene 18 Mark gegeben hatte, so beantragte der Staatsanwalt 6 Wochen Gefängniß. Der Gerichtshof erkannte auf einen Monat Gefängniß. Das Marschiren des Militärs in langen Jügen durch die Straßen hat schon oft viele Unannehmlichkeiten im Gefolge gehabt. Der fleißige Bürger, welcher zur rechten Zeit in die Fabrik muß und auch der Fuhrmann, welcher nicht Zeit hat, das Ende der militärischen Aufzüge abzuwarten, sie sind keineswegs sonderlich erbauet, wenn ein Trupp von vielen Hunderten von Soldaten den Verkehr auf längere Zeit sperrt. Der Handelsmann Becker fuhr vor einigen Wochen mit einer Fuhrre Heu durch die Alexanderstraße, als eine größere Truppe des Alexander-Regiments der Kaiserin zu marschirte. Becker behauptet nun, daß, obgleich er soviel wie möglich aus dem Wege gefahren sei, ein Gefreiter in den Jügen des Pferdes gefaßt und dasselbe mit einem heftigen Knud zur Seite gerissen habe. Darauf habe er den Gefreiten in der Erregung über die Unbill, welche dem Thiere widerfahren, einige Schimpfworte zugerufen. Hierdurch fühlte sich der Gefreite beleidigt, demüthigte Becker und so unterlag die Sache gestern der Entscheidung des Schöffengerichts. Die als Zeugen vorgeladenen Soldaten stellten die Sache so dar, als ob Becker ganz gut hätte ausweichen können, auch will der Gefreite das Pferd nicht in der Weise herumgerissen haben, wie Becker behauptet. Infolge dessen verurtheilt der Gerichtshof Becker zu 20 Mark oder 4 Tagen Haft und spricht auch dem beleidigten Gefreiten die Publikations-Befugniß zu. Arbeiterbewegung, Vereine und Versammlungen. Die große öffentliche Schneiderversammlung, welche die Lohnkommission der Schneider zum Mittwoch Abend einberufen hatte, war von ca. 500 Theilnehmern besucht. Herr Pfeiffer hatte die erfreuliche Thatsache mitzutheilen, daß Herr S. Adam, dessen ungenügende Lohnverhältnisse damals besprochen wurden, sich inzwischen mit dem Vorsitzenden der Lohnkommission, Herrn Pfeiffer, in Verbindung gesetzt habe, um eine von ihm (von Herrn A.) gewünschte Unterredung über die obschwebenden Angelegenheiten und die Schneider-Lohnbewegung überhaupt herbeizuführen. Diese Unterredung habe Mittwoch Vormittags im Arbeitsnachweis der Schneider, Rauerstraße 86, vor Zeugen aus den Kollegenkreisen stattgefunden. Bei dieser Gelegenheit habe Herr Adam nicht nur die jetzige Lohnbewegung der Schneider als durchaus notwendig und gerechtfertigt, sondern auch die Lohnkommis-

dem Lande Ruhe vor den abenteuerlichen Kronpräsidenten und... Die Nothwendigkeit dieser Reform erhellt schon daraus, daß nicht weniger als 330 gegenwärtige Deputierte in ihren letzten Wahlprogrammen die Revision der Verfassung als unbedingt notwendig aufgenommen hatten. Unmittelbar nach den letzten Wahlen (im Sommer 1881, hier giebt es 5jährige Legislaturperioden) als Gambetta sein großes Ministerium gebildet wurde, wurde er von dem Mitgliede der äußersten Linken, Baudet, wegen der vollständigen Revision interpelliert (November 1881). Gambetta wollte nichts davon wissen, indem er ausführte, das Land bedürfe der Ruhe und verträge eine so heftige Kur nicht. Er wurde von der Kammer unterstützt. Am 14. Februar 1882 präsentierte Gambetta seine theilweise Verfassungs-Änderung. Es herrschte damals viel Leben und wurde viel agitiert. Gambetta erklärte, der zur Vorprüfung ernannten sogenannten 33. Kommission: „Wenn die Kammer nicht damit begnügt, die Revision in dem Sinne der Vorlage vorzunehmen, dann provocirt man das Recht der Regierung, den Geist der Insurrection zu erkühen.“ Die Antwort darauf erfolgte einige Tage später, indem die Kammer das Gambetta'sche Nachwerk mit 305 gegen 119 Stimmen ablehnte. Gambetta zählte zu den gewissen Ministern. Ende 1882 gründete sich die sogenannte Revisionsliga, zu demselben Zweck als ein Theil Senatoren, einer großen Anzahl Mitglieder der Kammer, Municipal-Räthe, Redakteure hiesiger und Provinzial-Blätter etc. Diese Liga agitierte viel, hielt überall Versammlungen ab, ertheilte Auftrufe, Flugblätter und Broschüren. In dem Programm dieser Liga, wurde die Abschaffung des Senates gefordert und für das Einmüthigste Propaganda gemacht, ebenso stellte man die Abschaffung der Würde des Präsidenten der Republik in Aussicht. Auch sollte die Verfassungsrevision durch eine vom Volke ernannte Constituante vorgenommen werden. Die verschiedenen Gruppen der Arbeiterpartei verhielten sich, wenn auch gerade nicht feindselig, so doch gleichgültig dieser Bewegung gegenüber, sie sagten, der gegenwärtige Kampf um die Revision, sei nur ein Kampf innerhalb der verschiedenen politischen Gruppen, durch welchen an dem wesentlichen Stand der Dinge wenig geändert werden dürfte. Die Wortführer der Arbeiter verlangten gründliche Änderung der wirtschaftlichen Verhältnisse, hinweisend auf die verschiedenen großartigen Streiks, welche Frankreich damals nach allen Richtungen durchzuckten und demgegenüber die Regierung nichts Besseres zu thun wußte, als Vermittlung des Militärs zu Gunsten der Arbeitgeber, wie es in Roanne, Mais, Béziers und Grand Combes geschehen war. Da diese Forderungen nicht in den Kram der Revisionsliga paßten, zogen sich die Arbeiter zurück. Der parlamentarische Kampf um die Revision begann, wurde aber verschiedene Male vertagt, bis jetzt endlich der Ministerpräsident Ferry, (welcher nichts weniger als ein großer Feind, dafür ansläut, wie bei verschiedenen Gelegenheiten sich gezeigt hatte, so recht der Ausdruck einer großen Anzahl von Arbeitermitgliedern ist und auf eine gewisse Majorität rechnen kann) immer mehr in die Enge getrieben, diese Frage zum Gegenstand der Kammerverhandlungen machte. Wie sehr die Arbeiter bei ihrer abwartenden Stellung, gegenüber der Revisionsliga Recht hatten, zeigte sich jetzt. Die Vorlage war nur ein Schein von dem, was die Revisionsliga gefordert hatte, und doch stimmte der größte Theil der Mitglieder der Revisionsliga, dem Ferry'schen Nachwerk zu. Die äußerste Linke schloß sich, Clemenceau mit der größeren Hälfte dieser politischen Gruppe stimmte dafür. Jetzt mußte diese Vorlage den Senat passieren und da es sich um die Verfassung handelt von dem Geldbewilligungsrecht und anderen bisher beide Körperschaften gleiches Recht. Nach der Vorlage sollte dieser § geändert werden, dahin, daß der Schwere des Geldbewilligungsrechtes in die Kammer verlegt wird. Der Senat aber sagte sich: Geld, Geld, um dich dreht sich die Welt, und lehnte diesen Paragraphen ab. Schon dachte man an einen Konflikt, doch das Ministerium blieb und die Kammer stimmte dem auch zu. Das Abgeordnetenhaus, welches sich einen Augenblick der Gemüther bemächtigt hatte, verschwand und Freude herrschte in Israel, wollte sagen in Regierungskreisen. Einen trübseligen Zwischenfall muß ich noch nachträglich erwähnen. Nach der projektirten Revision sollen die öffentlichen Beamten, Professoren etc. verboten sein; kurz, die Thätigkeit der Beamten sollte in etwas beschränkt werden. Man hatte aller-

(Fortsetzung folgt.)

Armenerschulungsanstalten in der Schweiz.

Bekannt ist, daß in der Schweiz in Bezug auf die Unterstützung der Nothleidenden großer Gemeinnutz herrscht, der sich auch überall in hervorragender Weise betätigt.

Man erblickt bei einer Reise durch die Schweiz fast nirgends die erschreckende Armut und die verwahrlosten Gestalten, wie bei uns zu Hause; Bettler und Vagabunden giebt es kaum und die „schredlichen“ Handwerksburschen sind meist Deutsche und Oesterreicher.

Die Schweiz sorgt eben für ihre Armen! Das „Recht auf Arbeit“ haben die Schweizer Kantone freilich noch nicht proklamirt, aber in der That besteht dort im weitesten Sinne das „Recht auf Unterstützung“, während man in Deutschland von diesem „Rechte“ durchaus nichts wissen will.

Auch wir sind selbstverständlich im Prinzip gegen ein solches „Recht“, jedoch ist dasselbe für die Nothleidenden gegenwärtig in der „besten der Welten“ doch eine schöne Sache, und so lange, bis die „beste der Welten“ erst gründlich gebessert worden ist, doch nicht so schlecht in der Hand zu weissen.

Es dürfte sich kaum ein anderes Land finden, wo die Sorge für die Armen, sowohl von staatlicher als auch von privater Seite so entwickelt ist, als in der Schweiz. Es giebt dort förmliche Armenerschulungsanstalten, von denen wir hier einige der berühmtesten nennen wollen: Die „Nichter-Viederse Seidenwirkerei“ in Basel, die „Web- und Erziehungsanstalt“ in Trogen, die „Seidenspinnerei“ zu Wangen, die „Seidenwirkerei“ zu Tageschwangen und die „Schulerei“ zu Brüttlingen.

Ueber das Wesen und die innere Einrichtung dieser schweizerischen Armenerschulungsanstalten wollen wir nun an der Hand der Wahrnehmungen des Landgerichtsdirektors Dr. Föhring zu Hamburg, die er im 13. Vereinsheft des Nordwestdeutschen Vereins für Gefängniswesen niedergelegt hat, unseren Lesern einige nähere Mittheilungen machen.

Der Umstand, daß die genannten Anstalten durch ihre Arbeit sich selbst erhalten, erleichtert die Aufnahme verwahrloster und erziehungsbedürftiger Kinder ganz wesentlich, während die in Deutschland zumeist mit landwirtschaftlichen Arbeiten beschäftigten Rettungs-Anstalten erheblicher Kostgelder für die Zöglinge nicht entbehren können und die Gemeindebehörden nur in den äußersten Fällen, beispielsweise infolge richterlichen Urtheils, sich entschließen können, Erziehungsstellen auf verwahrloste Kinder zu verwenden. Der Verdacht, daß die Erziehung der Kinder in den schweizerischen Anstalten nur ein Vorwand und die Ausbeutung der jugendlichen Arbeitskraft der Hauptzweck sei, erscheint nach den von Dr. Föhring an Ort und Stelle gemachten Wahrnehmungen völlig ausgeschlossen.

Die Aufnahme der Zöglinge erfolgt erst, wenn diese dasjenige Lebensalter erreicht haben, in welchem die betreffenden Kantongesetze die Beschäftigung von Kindern in Fabriken gestatten, also im Alter von 12-14 Jahren; der Aufenthalt in der Anstalt erstreckt sich auf die Dauer von 2-4 Jahren, doch steht es nach Ablauf dieser Zeit den Zöglingen frei, noch einige Jahre in der Anstalt zu bleiben. Sie sind zwar während der Dauer ihres Aufenthalts in der Anstalt der Hausordnung und den Befehlen ihrer Vorgesetzten unterworfen, können aber vor dem Ablaufe der zwischen ihren gesetzlichen Vertretern und dem Vorstände der Anstalt abgeschlossenen Kontrakte jene wieder freiwillig verlassen. Der Anstaltsleiter liefert Kleidung, Wäsche, Verpflegung, Wohnung, Bett und sorgt für den Schulunterricht; er bildet die Zöglinge männlichen Geschlechts in den geschäftlichen, die weiblichen in häuslichen Arbeiten vollständig aus, wofür der Zögling von dem ihm zugeschriebenen Tagelohn einen bestimmten Theil zur Kleidung und Krankenkasse, sowie ein wöchentliches Kostgeld von 5-6 Frs. zu entrichten hat. Der Rest der gutgeschriebenen Löhne wird ihm, wenn er die Anstalt verläßt, zu Händen seines gesetzlichen Vertreters ausbezahlt, wodurch nicht selten ein Zögling 300 Frs., ja noch mehr erwarbt. Dazu kommt noch eine recht gute und reichliche Aus-

rüstung an Kleidern und Wäsche. Die Arbeitszeit beträgt täglich elf Stunden, von denen ein Theil auf die Fabrikarbeit, der andere auf den Schulunterricht entfällt. Die Leitung der Anstalt untersteht nicht einem Fabrikanten, sondern ausschließlich pädagogisch gebildeten Lehrern von Beruf und befähigten Hausmüttern. Die Maßregeln werden von dem Anstaltsvorstande und seinen Familienangehörigen, den Lehrern und Aufsehern gemeinschaftlich mit den Zöglingen eingenommen, wobei für alle dieselben Speisen bereitet werden. Der seelischen Pflege wird außerdem durch Turnunterricht, durch Spiele im Freien und in einigen Anstalten auch durch Gartenarbeiten Rechnung getragen.

Wie sehr diese schweizerischen Arbeits- und Erziehungsanstalten für die arme, nothleidende Bevölkerung mit Erfolg wirken, geht unter Anderem aus dem Berichte des Armenerschulungs-Vereins im Kanton Basel-Land vom Jahre 1882 hervor, in welchem es bezüglich der Richter-Viederse Seidenwirkerei heißt: „Der Segen, den diese Anstalt seit dreißig Jahren wohl über sechshundert Töchter unseres Landes gebracht hat, läßt uns der Richter'schen Initiative höchst dankbar denken.“

Dr. Föhring glaubt, daß der Wunsch, ähnliche Armenerschulungs-Anstalten auch in den stark bevölkerten, armen Fabrikgegenden Deutschlands einzuführen, um so weniger ein völlig gerechtfertigter sein dürfte, weil die schweizerische Einrichtung auch in Frankreich und England schon vielfach mit Erfolg nachgeahmt worden ist.

Daß nun derartige Erziehungsanstalten viel besser wirken, wie die Arbeitshäuser in Deutschland, in welchen die verwahrloste Jugend meist zu Vagabunden „erzogen“ wird, wer möchte das leugnen? Daß aber solche Institute auch nur in einem Lande, wie die Schweiz unter den übrigen Landesrichtungen fröhlich gedeihen können, ist ebenso wahr. In Deutschland redet bei solchen Anstalten immer die Polizeibehörde und eine vermutete Geisteskrankheit das erste Wort. Deshalb werden dann die Jungen zu Heuchlern und zu Dackern erzogen, die der Gesellschaft und sich selbst später nur Schaden bringen.

Dann aber würde bei unseren entwickelten Industrieverhältnissen und bei unserer starken Bevölkerung die Arbeit in jenen Anstalten bei so langer Arbeitszeit — 11 Stunden! — ähnlich wirken, wie die Arbeit in den Gefängnissen und Militär-Anstalten; sie würde der freien Arbeit eine äußerst gefährliche Konkurrenz machen und Arbeitslose und Vagabunden schaffen ganz gegen ihren Willen.

Wir sind deshalb doch nicht der Meinung des Dr. Föhring, daß es so sehr wünschenswerth sei, derartige Armenerschulungsanstalten auch in Deutschland einzuführen. Wenn die Behandlung und Erziehung der Zöglinge sich ebenso in Deutschland gestalten würde, wie in der Schweiz, was wir mit gutem Recht bezweifeln, dann hätten allerdings die einzelnen Zöglinge einen großen persönlichen Vortheil; aber an den allgemeinen Zuständen würde, wie wir oben angedeutet haben, nichts geändert, ja sie könnten wohl durch die Konkurrenz dieser Anstalten verschlechtert werden.

Es wird nämlich durch Errichtung von Arbeitshäusern — und dies sind diese Anstalten in gewissem Sinne ja auch — würden es sicherlich in Deutschland werden — keine neue Arbeitsgelegenheit geschaffen, sondern sie wird lediglich von anderen Stellen dahin übertragen, d. h. sogenannten „freien“ Arbeitern wird die Arbeit genommen, diese werden brotlos gemacht und ihre Arbeit wird den Zwangsarbeitern in den Anstalten gegeben.

Da sind uns aber doch die Kolonisationsarbeiten der Arbeiterkolonien zu Wilhelmshoof, Sendra, Ricklingen u. s. w. viel lieber, sie machen keine Konkurrenz den „freien“ Arbeitern, dort wird neue Kulturarbeit geschaffen. Leider aber befinden sich auch diese Anstalten in den Händen von orthodoxen Priestern, welche bei den Kolonisten ungemein Schaden anrichten können bei der Erziehung. Dann auch

sind diese Arbeiterkolonien viel zu wenig, sie können nicht genug Kolonisten aufnehmen, als daß sie besondere Hilfe schaffen könnten.

Dabei müßte der Staat eintreten, und wahrlich zur heilsamen Erziehung „verwahrloster Knaben und Mädchen“ vom vierzehnten Lebensjahre an gäbe es gerade in solchen Kolonien bei der Arbeit in Flur und Wald Gelegenheit übergenug.

Im Uebrigen sei zum Schluß bemerkt, daß alle ernstlichen Förderer des wirtschaftlichen Aufschwunges „der Armen und Enterteten“ dem Herrn Dr. Föhring für seine fleißige und informirende Arbeit nur Dank sagen können.

lokales.

g. Zur Ausführung des Unfallversicherungs-Gesetzes haben die Minister des Innern, des Handels und Gewerbes und der Finanzen mittelst gemeinschaftlichen Erlasses unterm 30. v. Mts. bestimmt, daß die den höheren Verwaltungsbehörden in dem Unfallversicherungs-Gesetz zugewiesenen Berichtigungen von den Regierungs-Präsidenten, für den Stadtkreis Berlin von dem Polizei-Präsidenten wahrgenommen werden.

Ein Blick in das städtische Vollstreckungsamt, seitdem die zwangsweise Beitreibung von Steuerresten der Abtheilung III. der Steuerdeputation obliegt, im Wesentlichen nur noch eine administrative Bedeutung hat, gewährt einen nicht uninteressanten Beitrag zur Charakteristik unserer sozialen Zustände. Das Vollstreckungsamt hatte im Geschäftsjahre 1882-83 41,554 Aufträge, von denen beinahe die Hälfte — 20,317 — auf Beiträge zum Gefindeelohnfonds entfiel; es folgen 6150 Requisitionen, 5421 Auflagereise, 5003 Schulverschäffungsstrafen, 1246 Lohnforderungen, 928 Schulgeldreste für höhere Schulen, 749 Kanalisationsabgaben, 496 Feuerlastbeiträge, 416 Stadtaussschuß-Angelegenheiten, 239 Schiedsmannstrafen u. s. w. Im Vergleich zu den Vorjahren haben sich die Zwangseinzugsverfahren nur bei den Schulverschäffungs- und Schiedsmannstrafen vermehrt, erstere haben leider auch eine relative Zunahme erfahren, indem die Zahl der Gemeindefiskusler sich in derselben Zeit um 9,98 pCt., die Zahl der gedachten Verfahren um 36,7 pCt. vergrößerte. Die Zahl der Schulverschäffungsstrafen ist selbst aber nicht gestiegen, sondern gefallen. Die Vermehrung der Schiedsmannstrafen mag auf erfolgreicherer Thätigkeit der Schiedsmänner beruhen.

—g. Die städtische Zentral-Markthalle in der Neuen Friedrictstraße kommt ihrer Vollendung im Rohbau immer näher und wird auch in diesem haultichen Zustande den Berechnungen der Bauleiter gemäß im Herbst fertiggestellt sein. Die Zentral-Markthalle erhält drei zusammenhängende Hallen, welche gänzlich von Eisen konstruirt sind; gegenwärtig ist man mit der Ausführung der beiden dieser Hallen beschäftigt. Gleichen Schritt mit diesen Arbeiten nehmen die Maurerarbeiten und zwar die Aufführung der Umfassungswände und der für die Anschlußbahn bestimmten Wögen, deren sechs längs des Markthaltenbaues errichtet werden.

Zeit ist Geld. In Bezug auf einen Uebelstand, der auch hier in Berlin schwer empfunden wird und lebhaftes Klagen hervorgerufen hat, nämlich die Praxis der Amtsgerichte, sämmtliche für den Tag in Aussicht genommene Termine auf Vormittags 10 Uhr anzuberaumen, wenn auch mit Sicherheit beurtheilt werden kann, daß einzelne der in Frage stehenden Verhandlungen nicht vor 11 resp. 12 Uhr beginnen können, ist gegenwärtig seitens der Obnabrücker Handelskammer eine Petition an den Justizminister eingereicht, in welcher um Abstellung dieser Praxis gebeten und darauf hingewiesen wird, welche bedeutende Schädigung die in nutzlosen Warten verlorene Zeit für den als Zeugen geladenen Geschäftsmann herbeiführen kann, für welche die Zeugengebühren durchaus kein Ersatz seien. Die Handelskammer kann nicht annehmen, daß für die fragliche Gewohnheit der Behörden Rücksichten höherer Art maßgebend sind, wenn sie auch nicht verkennen will, daß

nend an treuer Freundschaft Vergessenheit seines Jammers suchen. Doch dauerte diese Gefühlserregung immer nur einen Augenblick, erschreckt und erzürnt über sich selbst, fuhr er zusammen und betrachtete misstrauisch und mit Argwohn Jeden, der theilnahmsvoll sich ihm nahte.

Die größte Hitze des Tages hatte nachgelassen, es nahte die einzige Stunde, in der man die Soldaten, die als Passagiere behandelt wurden, beschäftigte. Wir mußten die Kartoffeln, die man am folgenden Tage zu unserem Mittagessen brauchte, schälen und waschen. In allen Händen bligten im Nu Taschenmesser, Jeder war froh, daß die Monotonie etwas unterbrochen wurde, mehr oder weniger kunstgerecht geschält, flogen die Kartoffeln in die aufgestellten Jober, und lautes Gelächter und muntere Scherzworte ertönten in allen Sprachen, wenn Jemand von dem aufrührenden Seewasser beneht wurde. Nur einer rührte sich nicht, er stand wie angewurzelt auf seinem Plage, und in finsternen Träumen schien er jede einzelne Woge zu verfolgen. Außer dem Sergeanten, der die Arbeit beaufsichtigte, hatte wohl Niemand auf ihn geachtet. Dieser war eine jener Naturen, wie sie nur die niederländisch-ostindische Armee hervorbringt, oder wie man sie höchstens noch unter den Trappern an der Hudsonsbay vorfinden mag. Merkwürdiger Weise wählte man gerade derartige Leute aus, um die jungen Truppen nach Indien überzuführen. In zwanzigjährigem Kampfe mit den wildesten und unkulturlosten Stämmen der Welt ergraut, nehmen sie vollständig die Natur derselben an und haben mit Europäern schließlich nur noch die Hautfarbe gemein. Augen-scheinlich sind derartige Menschen vollkommen unfähig, Leute, die vielleicht unter dem Einflusse eines tragischen Schicksals stehen, die dasselbe vielleicht schon zu Gemüthsranken gemacht hat, zu behandeln, oder auch nur zu verstehen.

Vorwärts, Träumer, aufgewacht und an die Arbeit, Schlingel, oder man wird ihm Weine machen,“ mit diesen Worten riß der Sergeant den jungen Mann aus seinen Gedanken, indem er ihn anfaßt bei der Schulter packte. — „Wurde, rühr' mich nicht an“, preßte dieser mühsam zwischen den Zähnen hervor, indem er den Störenfried mit unwilligen erstarrten Blicken von oben bis unten maß, „zurück, oder Du bist verloren.“ Dem graubärtigen Unteroffizier war so etwas in seiner Praxis jedenfalls noch nicht vorgekommen. — „Oho! Wursche,“ schrie er, „das ist ja offener Aufruhr, hierher die Wache, in die Eisen mit dem Himmels, vorwärts, Jungen, und angepackt.“ Der junge Belgier hatte sein Messer gezogen, hoch bligte in seiner Rechten der Stahl, den Kopf zurückgeworfen, die Lippen fest geschlossen, hörte man einen Augenblick seine schweren röhrenden Athemzüge. „Wer einen Schritt näher kommt,“ so leuchtete er, „der“ — zu spät, ein großer Schweizer warf sich auf ihn mit gewaltiger Faust umspannte er sein Handgelenk, im Augenblick lag er am Boden, zehn dienstwillige Hände griffen nach den Ketten, im Nu fesselten die eisernen Ringe seinen rechten Arm an den linken Knöchel, ebenso schnell war er empör-

Aus dem ostindischen Soldatenleben.

Nachdruck verboten.] Von R. C.

Vor unseren trunkenen Blicken lag der indische Ocean. Erbebend wirkte der Anblick und überwältigend auf unser Gemüth, die gewaltige unabsehbare Fläche in der majestätischen Ruhe, mit der dunkelblauen Himmelskuppel darüber, die sich tief im Wasser spiegelte, und dem Meere jene dunkle Farbe gab, die das Herz so schwermüthig macht, daß man unwillkürlich sich selbst vergift. Langsam verschwanden hinter uns die zackigen Gebirge der Straße von Bab-el-Mandeb, wir hatten den braunen Sohn der arabischen Wüste gesehen, der in seinen schamigen weißen Gewändern zu uns an Bord gekommen war, um uns seine Früchte, Trauben und Orangen, zu verkaufen, wir hatten im Hafen von Aden das bunte Treiben orientalischen Seelens bewundert, hoch oben auf den Felsen, die den Hafen beherrschten, lagen die stolzen Kasernen der englischen Garnison, die Kolbröcke manövrierten in den Bergen; unter dem Brand der glühenden Wüstenhitze hatten wir die historischen Pluthen des rothen Meeres durchdampft; im Suez-Kanal, dessen Ufer so trostlos und doch anziehend sind, begleiteten uns die vielbesungenen Karawanen, deren dürftiges und erbärmliches Aussehen uns mit Schrecken und Mitleid erfüllte, wir erblickten kleine vieredrige Lehmböden mit einem Loch als Eingang, in denen sich einzelne Beduinenstämme niedergelassen hatten, die nur von Sand und Luft zu leben schienen, da man hier nichts anderes sah. Heulend fürzten aus den Höchern halberwachsene nackte Kinder, die mit bittenden Gebeten so lange im Wüstenlande neben uns hertrabten, bis man eine Kartoffel oder ein Stück Schiffs-wiebad ins Wasser warf, worauf sich alle mit wahrer Wuth stürzten und sich um den Rest bagelten. In Port-Said hatte uns der erste Hauch des Orients angeweht, riesige Kinder der äthiopischen Rasse stiegen mit ihren hochbeladenen Kohlenkörben in die unteren Schiffsräume, um in ersticklich kurzer Zeit unsern Bedarf zu decken, während die streng aussehende, egyp-tische Hafenpolizei um eine Cigarre bettelte.

Von all diesen neuen Eindrücken bewegt, schaute mancher von uns in das Meer. Eine leichte Brise hatte sich erhoben, die weite Fläche war von majestätischer Ruhe in dieser ewig rastlosen Bewegung. Der Sonnenschein tanzte und funkelte auf den sich überstürzenden weichen Klümmen der kleinen Wogen, die wie in langen Angriffslinien weithin, soweit das Auge reichen konnte, gegen das Schiff zogen und sich immer und immer wieder erneuerten, wenn sie am Bugspriet sich zu millionen-verlendem Schaum geschloßen. Wir waren Soldaten, eine buntsamengewürfelte Schaar aus aller Herren Länder, von denen die meisten das Schicksal oder der Reichthum getrieben hatte, Dienst in einer fremden Armee zu nehmen, und das grüne Eiland Java mit seinen herrlichen Wäldern, seinen fruchtbaren Ebenen und blauen Bergen, aber auch mit seinem schleichen-

Fieber und der schwarzen Pest, war das nächste Ziel unserer Wänsche. Wer von uns sollte einen Treffer, wer eine Nierte in dieser wilden Lotterie ziehen? Das war der Gedanke unter dessen Einfluß fast Alle mehr oder weniger standen, der uns Alle mehr oder weniger bewegte. Nur Einen von uns schien das nicht zu kümmern, er hatte keinen Sinn für die kleinen Leiden und Freuden, die täglich an uns herantraten. Unathisch schweifte sein blaues Auge über die weite Fläche, unbewußt war sein Sinn fast auf die Brust herabgesunken, auf dem Inabenhaften Antlitz lag der Ausdruck eines wilden Schmerzes, gepaart mit düsterer verzehrender Schwermuth. So konnte er stundenlang stehen, der Außenwelt entrückt und Alles um sich her vergessend. Man wußte nicht viel von ihm: er war ein Belgier und hatte sich bei seinem Eintritt in die Armee als Student der Rechte legitimirt. Für gewöhnlich verkehrte er mit Niemand, sprach selten, nur zeigte er bisweilen einen schrecklich auflodernden Zorn, der sich bis zum Barokismus steigern konnte. Dies war namentlich der Fall, wenn Dienste von ihm verlangt wurden, die jeder von uns leisten mußte, und die nur ihm entbrennd vorliefen. Jede freundschaftliche Annäherung wies er zurück, mochte sie ihm angeboten werden, von wem es war, gegen Jedermann verhielt er sich gleich ablehnend. So antwortete er in Harderwahl, wo wir angeworben wurden, einem holländischen Hauptmann, dem er wegen seiner vortheilhaften Erscheinung aufgefallen war, und der ihn fragte ob er nicht zu avanciren wünsche, es würden sich Mittel und Wege finden lassen, ihn wenigstens zum Unteroffizier zu machen, kurz und rauh: „Merci, mon capitaine, j'aspire pour la mort — Danke, Herr Hauptmann, ich suche den Tod.“ So lebte er still und verschlossen für sich, ein tiefes inneres Herzweh mit sich herum-schleppend. Von verschiedenen Seiten hatte man bereits Annäherungsversuche an ihn gemacht, mit rauher offener Soldatenfreundschaft hatte man ihn öfters in den Kreis der allgemeinen Lustigkeit zu ziehen gesucht, jedesmal verhielt er sich abweisend, für Erleichterungen, die ihm, wie das oft geschieht, von seinen ungebildeteren Vorgesetzten gewährt wurden, hatte er nie auch nur das kürzeste Wort des Dankes, so daß schließlich das allgemeine Interesse für den jungen Menschen, dessen Schwermuth man als ganz unberechtigten Stolz hinstellte, vollständig erlosch. Nur mir hatte er einige Male ein Zeichen von Sympathie gezeigt, er hatte wenigstens auf die Worte gelauscht, die ich zu ihm gesprochen hatte, und das hatte ich nur immer bei traurigen Gelegenheiten thun können, nämlich wenn er eine jener harten Schiffsstrafen abge-büßt hatte, die er sich wegen eines ihm eigenthümlichen Vergehens, das der thätlichen Widersehung gegen seine Vorgesetzten, zugezogen hatte. Dann sprach ein so ängstliches wildes Weh aus seinen blauen Augen, mit unsäglicher Verzweiflung schaute er hinaus auf das unendliche Meer, als sollte das Herz ihm brechen und vergehen vor namenlosem innerem Schmerz. Dann schien es, als wollte die Eiskruste sich lösen von dem starren Herzen, als wollte er in Thränen ausbrechen, und wei-

eine wirksame Remedur nicht selten eine sorgfältige Ueberlegung erfordern wird. Sie glaubt aber andererseits, daß das wirtschaftliche Interesse in unserer Zeit, wo der Werth der Minute ein ungleich größerer ist, als solches vor Dezennien der Fall war, wohl einer ernstlichen Berücksichtigung werth sein dürfte.

N. Wasserleiche. An der Oberbaumbrücke wurde gestern Nachmittag von den Wellen der Spree die Leiche eines unbekannt ca. 40jährigen Mannes angeschwemmt und an das Land geschafft. Behufs event. Identifizierung durch Angehörige ist die Leiche sofort nach der Morgue geschafft worden.

N. Selbstmord durch Erschießen. Auf eine entsetzliche Art und Weise, nämlich durch einen Schuß mit Wasser in den Mund, machte am gestrigen Tage ein in der Krautstr. 51 wohnender Webermeister Heinrich Christian Schmitzler seinem Leben ein gewaltsames Ende. Sch. hatte sich zur Ausführung seines selbstmörderischen Vorhabens ein Zerzerol beschafft, das selbe statt mit einer Kugel, mit Wasser geladen und dann, nachdem er den Lauf in den Mund gesteckt, abgefeuert. Seine auf den Anfall herbeieilende Ehefrau, sowie Hausbewohner fanden ihn bis zur Unkenntlichkeit entstellte mit total zerschmettertem Schädel auf der Erde liegen. Ein Lebenszeichen war nicht mehr an ihm wahrzunehmen. Auf Veranlassung des sofort benachrichtigten Reviervorstandes wurde die Leiche in das Obduktionshaus geschafft. Das Motiv zur That soll angeblich nach Ansicht der Sch. ein unheilbares Magenleiden sein.

N. Durchgehende Pferde eines Flaschenbierwagens führten gestern Nachmittag einen bedauerlichen Unglücksfall herbei. In demselben Augenblick, als der 25-jährige Schornsteinfegergehilfe A. Thron aus Nieder-Schönhausen den Straßendamm überschreiten wollte, kamen zwei anscheinend schon gewordene, vor einem Flaschenbierwagen gespannte Pferde in so schnellem Laufe angerast, daß es dem Th. unmöglich war, auszuweichen. Er wurde von den Pferden zu Boden gestoßen und von dem nachrollenden Wagen so unglücklich überfahren, daß er anscheinend schwere Verletzungen an beiden Füßen davontrug und sofort in ein Krankenhaus geschafft werden mußte.

N. Durch Öffnung der Pulsadern am linken Arm veruchte am gestrigen Tage ein in der Aldersstr. 1b wohnender Koch Moritz C. seinem Leben ein gewaltsames Ende zu machen. Hinzukommende Hausbewohner fanden den erst 26-jährigen Mann halbbohnmächtig von seinem Blutverlust, aber noch lebend in seinem Zimmer liegen und schafften ihn, nachdem ihm ein Notverband angelegt war, nach der Charité. Sein Zustand soll ein sehr bedenklicher sein. Von der Veranlassung zu dem Selbstmorde war nichts zu erfahren.

Arbeiterbewegung, Vereine und Versammlungen.

Bei der, in der letzten Zeit besonders stark hervortretenden Neigung der Arbeiter, einer zentralisirten Klasse den Vortzug bei einer Krankenversicherung zu geben, können wir nicht umhin, die Tabakarbeiter hierorts auf die, seit Kurzem ins Leben getretene Central-Kranken- und Sterbefälle der Tabakarbeiter Deutschlands (C. K.) e. V. in Hamburg, hinzuweisen. Trotz des kurzen Bestehens hat dieselbe schon jetzt über ein Vermögen von über 100 000 M. zu verfügen, während ca. 100 Filialen in fast allen Theilen Deutschlands die rege Theilnahme erkennen zu lassen, welche dieser Central-Kasse von den Tabakarbeitern entgegen gebracht wird. Aus den, uns vorliegenden Statuten erhellen wir, daß dasselbe den Mitgliedern ein tägliches Vergütungsgeld bei entsprechenden wöchentlichen Beiträgen und zwar in der I. Klasse: 3,50 M. — Beitrag 55 Pf.; II. Klasse 2,40 — 40 Pf.; III. Klasse 2 M. — 30 Pf.; IV. Klasse 1,33 M. — 20 Pf. gewährt. In der letzteren Klasse können nur jugendliche Arbeiter oder Arbeiterinnen, sowie Lehrlinge, aufgenommen werden, welche nach vollendetem Lehrzeit oder nach zurückgelegtem 16. Lebensjahre stillschweigend in die Rechte und Pflichten eines Mitgliedes der III. Klasse übertreten. Das Eintrittsgeld beträgt 1 M., an Sterbegeld wird in der I. Klasse 120 M., der II. Klasse 100 M., der III. Klasse 90 M. und der IV. Klasse 65 M. gezahlt. In den Fällen, wo zwar eine Krankheit, aber keine Erwerbsunfähigkeit attestiert ist, tritt keine Geldunterstützung ein, sondern es wird den Betroffenen, jedoch nicht über 13 Wochen, freie ärztliche Behandlung und die verordneten Heilmittel, (auch Brillen, Bandagen u. v. w.) gewährt. Wenn wir zu dem Gesagten noch hinzufügen, daß der Beitritt in dieser Central-Krankenkasse jetzt ohne Unterschied des Alters geschehen kann, so glauben wir wohl, mit Recht die Interessenten auf dieselbe aufmerksam machen zu können. Wie wir hören, wird in einer demnächst stattfindenden allgemeinen Versammlung der Arbeiter in der Tabakbranche über das Statut der

gehoben, noch einen Blick nach Gottes Sonne, und dann hinab in den untersten Schiffsräum.

„Zehn Tage strengen Arreß im untersten Raum.“ so lautete am folgenden Morgen der verhältnismäßig leichte Urtheilspruch unseres Detachements-Kommandanten, zehn Tage und zehn Nächte in der dumpfen stickigen Luft in einem Verliese, der nicht hoch genug war, daß man aufrecht darin stehen konnte, in Gesellschaft eldasther Schiffsratten, in die schmerzhaften Ketten gewängt, daß man seiner Wieder nicht mächtig ist, roten schwarze Finsterniß ringsherum, und nicht hören als das unheimliche Gurgeln des Wassers, das auf die Schiffswände drückt, und die schweren regelmäßigen Schläge der Maschine, deren Monotonie in solcher Lage wahnsinnig machen kann. Welch grauen-erregender Gedanke, wenn ein Sturm das Schiff in den Untergang treibe, man würde seiner sicher in der wilden Aufregung vergessen, jeder Andere hatte dann noch die Wollust, mit dem Elemente bis zur Bewußtlosigkeit um das Leben ringen zu können, jeder Andere hätte immer noch einen Schimmer von Hoffnung — nur er allein wäre zur Unthätigkeit verdammt, sein Angestrich würde ungehört verhallen, er könnte in wildem Wahnsinn an seinen Ketten zerrn, „unnütz“ würde es ihm aus allen Ecken seines Kerkers zurufen, „unnütz“ würde er selbst verzweifelt schreien, bis die schwarze Woge mit gewaltigem Krachen das Schiff erfüllte, und es hinabtrieb in den schäumenden Abgrund. Und hätte sich dann die Bemannung getretet, dann würde es vielleicht dem Einen oder Andern später einfallen — wir haben ja den Arrestanten vergessen — man würde sich trösten, „er hat ausgelitten“. Ja, ausgelitten hat er, aber wie kam er um's Leben. Weshalb, so fragte sich Mancher von uns, legte sich dieser junge gebildete Mann solchen grauenigen Eventualitäten geistlich aus, weshalb sagte er sich nicht wie alle Andern der bestehenden Ordnung, weshalb forderte er in verzweifelter Vermessenheit eine Gewalt heraus, gegen welche ein Widerstand unmöglich war?

Die zehn Tage waren vergangen, er durfte wieder das Tageslicht schauen. Die Strafe schien keinen Eindruck auf ihn gemacht zu haben, er betrug sich trotzig und verschloß wie immer, nur war sein anmuthiges Gesicht um einen Ton blässer geworden und tiefer und ernster die drohende Falte zwischen den blauen Augen. Man mied ihn mehr als je, die Soldaten mit einer Art von stummer Scheu, die Vorgelegten, um ihn nicht noch mehr ins Unglück zu führen. Endlich erreichte unsere Fahrt ihr Ende, ein blauer Streifen am Horizont ver kündete eines Morgens das Land, und dieses Land war die Insel Java. Lustig und in geschäftlicher Eile wurden die Vorkehrungen zum Debarquieren getroffen, ein Jeder war begierig, das Land zu sehen, von dem man so viel gehört und geträumt hatte. Des Nachmittags schaukelte unser Dampfer in den grünen Wogen der Rade von Batavia, rasselnd suchten die riesigen Anker den Grund, mit dreimaligem kräftigen Durrah nahmen wir Abschied von dem Kolof und eine Stunde später tranken wir uns selbst ein herzlich Willkommen im

Central-Kasse eingehend referirt werden. Im Uebrigen verweisen wir auf das Inserat in der gestrigen Nummer.

In Chemnitz hat ein Krankenkassen-Kongreß getagt, auf welchem circa 100 000 Mitglieder vertreten waren. Der dasselbst endgiltig beschlossene und in's Leben getretene Landesverband der Kranken- und Begräbniskassen Sachsens, welcher ein festes Zusammenhalten der einzelnen Vereine, die Wahrung der Krankenkassen Interessen, die Freizügigkeit der Vereinsmitglieder und vieles Andere auf seine Fahne geschrieben hat, hat auch ein Fachorgan „Korrespondenz des Kranken- und Begräbnis-Unterstützungs-Verbandes für das Königreich Sachsen“, welches monatlich zweimal in Leipzig erscheint, in's Leben gerufen. Dasselbe hat die Aufgabe, das Neueste auf dem Krankenkassengebiete zu besprechen, alle hierüber erlassenen Gesetze und Verordnungen allgemein verständlich klar darzulegen, Erfahrungen im Krankenkassenwesen, insbesondere statistische Erhebungen mitzutheilen und für die Weiterverbreitung des sächsischen Verbandes auf das ganze deutsche Reich zu wirken.

Fürth, 5. August. Versammlung. Reichstagsabgeordneter C. Grillenberger hielt gestern Abend in dem überfüllten Saale des Gasthauses zum „grünen Baum“ einen zweistündigen Vortrag über das demnächst in Kraft tretende Krankenversicherungs- sowie das Unfallversicherungsgesetz. Neben beleuchtete durch seine objektive Darlegung sowohl die Licht- als Schattenseiten der beiden Gesetze und gelangte schließlich zu dem Resumé, daß ein besonderer Vortheil, eine Verbesserung der Lage der Arbeiterklasse durch dieselben nicht erwachte, wie er auch die Gründe darlegte, weshalb er und seine Freunde sich ablehnend im Reichstag gegen die Gesetzesvorlagen verhalten habe. Nach Beendigung des vielfach von Beifall unterbrochenen Vortrags brachte der Einberufer der Versammlung, Herr Drechslermeister Zick, den Dank der Anwesenden entgegen und unterbreitete zugleich denselben nachstehende Resolution, die einstimmig zur Annahme gelangte: „Die heutige Versammlung erklärt sich mit dem Verhalten der Abgeordneten der Arbeiterpartei, insofern solche gegen das Kranken- und Unfallversicherungsgesetz stimmten, einverstanden, da die beiden Gesetze mangelhaft, für den Arbeiter nicht entsprechend sind und die Arbeitervertreter nur die Absicht hatten, Besseres zu schaffen.“ Mit einem dreifachen Hoch auf Grillenberger schloß die Versammlung.

München, 4. August. Vor Kurzem wurden bekanntlich anlässlich der Anwesenheit des Reichstagsabgeordneten Bebel in einem hiesigen öffentlichen Gastlokale zwei Sozialdemokraten wegen dort verübten „groben Unfugs“ zu 3 Tagen Haft verurtheilt. Die hiergegen eingelegte Beschwerde hatte den Erfolg, daß des einen Haftstrafe in Geldstrafe umgewandelt wurde, während der andere statt 3 nun 6 Tage erhielt.

München, 4. August. Die gestern in den Central-Kassen tagende Versammlung der Fachvereine Münchens beschloß, es solle vorläufig wegen der bedeutenden Kosten von der Gründung einer Centralbergeber-Abtheilung abgesehen werden und die einzelnen Fachvereine sollen Herbergen für sich gründen, wie dies bereits bei den Buchdruckern u. d. der Fall ist.

München. (Beschlagnahme und Hausdurchsuchung.) Gegen das am gestrigen Sonntag in 30.000 Exemplaren verbreitete sozialdemokratische Flugblatt, betitelt: „Versprechen und Halten ist zweierlei! Ein Wort an die Reichstagswähler der Münchener Wahlkreise“ ist auf Grund der §§ 11, 12 und 15 des Sozialistengesetzes und des § 130 des R.-St.-G.-B. die Beschlagnahme verfügt worden. Es hat eine resultatlose Hausdurchsuchung beim Verleger und Drucker desselben stattgefunden.

Der Fachverein der Münchener Metallarbeiter hielt Sonntag Vormittag von 10 Uhr ab im kleinen Rosengarten eine sehr gut besuchte Versammlung ab, in welcher als Hauptpunkt die Reiseunterstützung zur Debatte stand. Der Ausschuß hatte vorgeschlagen, den zureisenden Fachgenossen 1 M. Reiseunterstützung zu gewähren; die Angelegenheit wird aber vertagt, um das Resultat der Versammlung sämtlicher Fachvereine, das Herbergswesen betreffend, abzuwarten.

Der Allgemeine Kranken-Unterstützungsverein der Schuhmacher Münchens veranstaltete Sonntag in dem seit neuerer Zeit so beliebt gewordenen Hofparksfreude als Nachfeier seines 25jährigen Stiftungsfestes ein Waldfest, das sich sehr zahlreicher Theilnahme erfreute. Der Gesangverein „Sängertreue“ und der „Arbeitergesangsverein“ verberlichteten das schöne Fest durch Liedervorträge und ein Streichquartett wurde den Tanzlustigen gerecht, die auf dem neu errichteten Tanzplatze sich mit vollem Eifer dem schönen Vergnügen hingaben. Der Herr Restaurateur sorgte in belohnter Weise für Küche und Keller und mit schwerem Herzen trennten sich die Gäste vom herrlichen Festplatze.

fremden Lande uns Glück und Gesundheit zu. Vergessen waren die Stürme und Gefahren der See, uns Allen winkte der Reichthum, daher der Zehatendrang, im feindlichen Feuer zu zeigen, wer ihn verdiente. Nur wieder der Eine stand abseits von den Kameraden, er berührte den angebotenen Wein nicht, mit feuchtem Auge suchte er in der weiten See unseren Dampfer, als wollte er Abschied nehmen von Allem, was ihm theuer war, Abschied auf ewig. Ein schmetterndes Hornsignal rief uns zum Aufbruch, bald befanden wir uns in unserem neuen Bestimmungsorte, einer Art von Militärkolonie in der Nähe von Batavia. Zwei Monate später waren wir nach oberflächlicher Ausbildung nach allen vier Winden zerstreut, Niemand wußte mehr etwas von dem Andern, nur hin und wieder traf man einen „Transportkameraden“.

Jahre waren inzwischen vergangen, die Hoffnung vieler war zu Schanden geworden, die meisten Träume von Ehre und Glück hatten sich nicht verwirklicht, so mancher unserer Kameraden war dem Klima und den herrschenden Krankheiten zum Opfer gefallen, mancher hatte, von Heimweh und Verzweiflung getrieben, sich dem Holländischen Nationalfeste, dem Schnapsstrinken ergeben, mancher ruhte mit durchschossener Brust auf dem blutgetränkten Feldern Sumatras, nur einzelnen wenigen hatte das Glück gelächelt, sie hatten theilweise das gefunden, was sie gesucht hatten. Und dieses Glück war zweifelhaft, denn wohin der Weiße kam mit seinen Hinterladern und gezogenen Kanonen, hatte er Blut und Noth und Glend hinterlassen, er bringt den rohen unfultivirten Naturkindern unbekannte Vaster und freut den Samen der Zwietracht und des Hasses unter ihnen aus, nur wenige wilde verwegene Bergvölker Sumatras widerstehen den Lockungen der Kultur, und mit unerschütterlicher Bravour setzten sie den europäischen Augen ihre nackten Leiber und haarig geschlossenen Säbel entgegen. So war man herumgezogen von einer Insel zur Andern, täglich mit anderen Leuten verkehrend, von einem Bivak in das andere, ein Leben ohne eigentliche Freude, aber voll der buntesten Abwechslung führend, heute im Ueberflusse, morgen im großen Mangel. Unter solchen Umständen verliert man leicht das Interesse an Einzelnen, man sorgt für sich selbst und kümmert sich wenig um Andere, das nomadenhafte unstäte Leben macht die meisten Leute gefühllos gegen sich und ihre Mitmenschen. Nur die losen Bande der Kameradschaft halten die Leute zusammen, man wogte oft für seine Kameraden das Leben, aus dem einfachen Grunde, weil man vielleicht am nächsten Tage denselben Liebesdienst von ihnen forderte. —

Ich war nach langen Irrfahrten auf Atschin endlich in eine der Friedensgarnisonen nach Süd-Java versetzt, und gehörte zu den Truppen, die, unter dem Schein einer Ehrenwache, zur sächsischen Ueberwachung des unabhängigen Fürsten von Djokjolarta dienen.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischtes.

Ein Brief aus Marseille. Einem von der „Schweizer Grenzpost“ veröffentlichten Privatbriefe eines in Marseille lebenden Vassers über die Cholera entnehmen wir nachstehende Einzelheiten, welche einen interessanten Einblick in die von der unheimlichen Malaria heimgegriffene Stadt geben: „Das Langweiligste für mich, wie für alle anderen Gewerbetreibenden, ist die Panik, die sich der meisten Leute bemächtigt hat, Alles flieht oder ist doch mindestens nicht zu einem regelmäßigen, erspriechlichen Arbeiten zu bewegen. Schon zweimal war ich genöthigt, mein ganzes Personal zu erneuern, und bekomme dann natürlich nur Arbeiter, die fast Nichts verstehen und jedesmal neu eingedrillt werden müssen, was mir nicht nur vielen Kummer, sondern auch bedeutende persönliche Anstrengungen verursacht, indem ich selbst den ganzen Tag überall dabei sein und zu Allem Ehen muß. Auch in anderer Beziehung bringt uns diese Epidemie viel Unheil, die Geschäfte stocken und man kommt nirgends zu seinem Gelde, die Wechsel werden alle zurückgeschickt mit der ebenso einsachen, als für den davon Betroffenen unangenehmen Erklärung, man werde später bezahlen. Die Beitreibungen werden bei Gericht nicht angenommen, oder doch nicht durchgeführt, und kein einziges Gericht würde Dir in einem solchen Falle ein Urtheil ausfertigen und vollstrecken lassen. Uebrigens nimmt die Krankheit, dank den Vorsichtsmaßregeln und den großen Opfern, die sich sowohl die Stadt, als deren Bewohner auferlegen, zur Zeit eher etwas ab; hoffen wir, daß diese Richtung à la baisse weiter anhalte. Eine Choleraepidemie! In jedem Quartier besteht ein besonderes Hilfskomité für die Choleraerkranken. Es genügt, demselben eine Anzeige zu machen, und sofort werden zwei mit den nöthwendigsten Mitteln ausgerüstete Leute geschickt, um dem von der Krankheit Befallenen die erste Hilfe und mit ihr sehr oft die Rettung überhaupt zu bringen; denn hier kommt es wesentlich darauf an, sofort mit Gegenmitteln bei der Hand zu sein, in 90 von 100 Fällen kann gleich bei Beginn des Anfalles noch geholfen werden. Ist dieser günstige Zeitpunkt schon vorbei und nützen ihre Medicamente nichts mehr, so pflegen die Abgesandten wenigstens den Kranken bis zur Ankunft des Arztes, dem es dann obliegt, die weiteren Verfügungen zu treffen. Diese Samariter sind nicht etwa bezahlte Leute, die ihr gutes Werk gleichgültig um's Geld verrichten, nein, im Gegentheil, sie gehören größtentheils den besser gestellten Klassen und selbst ganz hervorragenden Kreisen an und thun Alles freiwillig und aus edlem Eiferthum. Daß man diesen bei einer solchen Beschäftigung haben muß, kann ich Dir versichern; denn dieselbe ist nicht nur gefährlich, sondern höchst unangenehm und schmutzig. Das Hauptmittel, das angewandt wird (aber viel zu unständig ist) besteht darin, den Körper des Erkrankten mit rauben Tüchern oder Flanell zu reiben, um so das gefährliche Erkalten desselben zu verhindern und die Blutzirkulation anzuregen und zu befördern. Diese Arbeit ist keine leichte und wir haben Fälle, in denen dieselbe ununterbrochen während 6 und noch mehr Stunden mußte fortgesetzt werden; es ist daher begreiflich, daß da, wo die erforderlichen Hände fehlen oder zu früh ermüden, der Kranke oft aus Mangel an Hilfe zu Grunde geht, während er in günstigeren Verhältnissen noch hätte können gerettet werden.“

Auf dem „Freiheitsbaume“. Der Pariser „Voltaire“ erzählt nach dem Vorgange der reaktionären Boulevardblätter, welche es lieben, edle Damen der Aristokratie ihr Herz gegen einander ausschütten zu lassen, in Briefform folgende Anekdote, welche in der Wirklichkeit fügen soll: In einem kleinen Badeorte hat sich eine Gesellschaft unzufriedener Royalisten zusammengefunden, welchen die Vorbereitungen zu dem Nationalfeste ein Gräuel sind. Am Heiligsten protestirt der älteste Herzog von S. gegen die Triumphbogen, den Freiheitsbaum, die „Marsellaise“ und was sonst noch die Nationalfeier kennzeichnet. Er verammelt die Getreuen, alten und neueren Aeltern, auch sogar einen Fabrikanten, der in monarchistischer Bestimmung macht, wie zu einer Verschwörung und theilt ihnen seinen Entschluß mit, selbst den Freiheitsbaum zu erschüttern, um ihn mit einer weichen Fahne zu schmücken. Die stichtvolle Idee findet begeisterten Beifall und Gräfin Louise, die Briefstellerin, opfert sogar ein prachtvolles Ballkleid, weißer Atlas mit Perlen übersät, an dem nun geschritten, genäht und gestickt wird, bis es in ein Lilienbanner verwandelt ist. Als Salbe hat ein Jüngling das weiße Band angeboten, welches bei der ersten Kommunikation seinen Kokardel schmückte. Als das ganze Dorf im Schlummer liegt, holt der Herzog die sinnige Gabe ab, gefolgt von seinem alten Diener, der eine Leiter trägt. Aus der Entfernung begleiten die Freunde den kühnen Helden, der abzweigt, wie zur Eroberung des heiligen Grabes. Er hat glücklich das Plateau des Baumes erklettert, und die Fahne flattert hinaus in die dunkle Nacht. Da plötzlich sehen sich die Verschwörer von einigen Plebejern umringt, die ihnen Befehl ertheilen, sich zu zerstreuen. Sie gehorchen, wenn auch ungerne, haben aber noch Zeit, zu bemerken, daß die Leiter von dem Baume weggezogen worden ist. Schon in der Morgenröthe finden sich an seinem Fuße Spötter ein, die den Herzog wie einen Papagei begrüßen und fragen: „Hast Du gestrichelt? Gefällt es Dir auf Deinem Ständer?“ Später wird ihm eine Leiter dargereicht; aber er kann sich über das lächerliche Abenteuer eben so wenig trösten, wie seine Freundinna.

Dem Afrikanerenden Gerhard Kahlfs, der sich in einem so eben erschienenen kleinen Schriftchen über die Erwerbung des Herrn Lüderig in Angola Bequemem sehr günstig ausspricht, ist ein arges Mißverständniß unterlaufen. Er hat nämlich die bremischen Dörfer Borgfeld und Raitrevel, wo Herr Lüderig ein Landgut besitzt, nach Afrika verlegt. Er schreibt Herr Lüderig hat unter Leitung des Herrn Vogelsang selbst ein kleines Gut, die Borg in Raitrevel bei Borgfeld in der Nähe von Bethanien. Nach Briefen, die derselbe am 10. Juli in Bremen empfangen, hat es Anfang Juni dort geregnet und es werden allein in diesem Monat 1500 Stüd Rindvieh zum Verkauf nach dem Kapland getrieben. Die „Weserztg.“, die auf den Schniger aufmerksam macht, bemerkt dazu: Glücklicherweise ist Regen in Borgfeld und Raitrevel nicht so selten, und noch besser ist, daß man von dort nicht das Vieh nach dem Kaplande zu treiben braucht.

Ein mordlustiger Schüler. In Schweinfurt ist ein Schüler der zweiten Gymnasialklasse verhaftet worden, weil er beabsichtigt haben soll, den Studienrath B. zu erschließen. Der junge Mensch soll zu einem Mißthäter die Neugier gemacht haben, daß er, wenn er entlassen werde, zuerst den Rektor und dann sich selbst erschließen werde.

Ein Nord in Stuttgart. Nach einer den „B. V. N.“ aus Stuttgart zugehenden Meldung ist dasselbst der Kanzleirath Fiederer, Beamter der Staatsschuldenszahlungskasse, vorgefunden. Nachts 10 Uhr, bei der Garnisonstrasse ersten aufgefunden worden. Seine Verhörer sind ihm nicht geraubt worden. Das Messer, mit welchem er erlöthen wurde, lag neben ihm.

Mithilfe. Pfarrr: „Diese den Kragendorfer Pepi solltest Du nicht heirathen, denn das ist ein wüthiger Burche und trinkt zu viel Schnaps.“ Pfarrr: „Ob, da werd' ich ihm helfen.“ Pfarrr: „Wie willst Du denn das anfangen?“ Pfarrr: „Ich trink' mit ihm.“

Pensionopolis wird die Badestadt Wiesbaden häufig und zwar mit Recht genannt. Ein Freund des Ab. C. hat sich die Mühe gegeben, allein die daselbst lebenden verabschiedeten Offiziere nach ihrem Rangverhältnisse zu rubriziren und ist dabei zu folgender interessanten Zusammenstellung gekommen: Augenblicklich wohnen in Wiesbaden: 3 Generale der Infanterie, 22 General-Lieutenants, 28 General-Majors, 50 Obersten, 36 Oberst-Lieutenants, 53 Majors, 32 Hauptleute und Kapitänmeister, 15 Premier- und Sekonde-Lieutenants. Die Stadt hat also ihre Bezeichnung „Pensionopolis“ in Ehren verdient.